



Neun und zwanzigster Jahrgang.

85.

Donnerstag, am 21. August 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Das Felleisen.

Erzählung von Carl Braasch.

I.

Das Wirthshaus zum Bären.

Das Dorf Niederau lag einige hundert Schritte seitwärts an der Chauffée, und es war daher eine große Seltenheit, wenn einmal ein Wagen mit Reisenden an dem Wirthshause desselben, „zum Bären“ genannt, anhielt. Heute war dies Wunder geschehen, und daher sah man auch ein regeres Leben als gewöhnlich im Bären. Das eine der Pferde an jenem Wagen hatte nämlich ein Hufeisen verloren, und um dasselbe ersetzen zu lassen, war die Kutsche zum Dorfe hineingerollt. Jetzt war das Geschäft beendet, und ein Diener trug mehrere Kleinigkeiten, die während des kurzen Aufenthaltes herausgenommen worden waren, wieder hinein. Ein alter Herr kam aus dem Gar-

ten, wo er sich während jener Zeit aufgehalten hatte, denn die Wirthsstube war ihm nicht gut genug gewesen, und eine andere gab es nicht, sah in den Wagen, und rief dem Bedienten zu: „Es fehlt noch das grüne Felleisen, wo ist es?“

„Das liegt hier in der Stube auf dem Plaze, wo ich gefessen habe,“ antwortete dieser, „ich vergaß es nur mitzunehmen, als Sie riefen.“

„Ich will es holen,“ sagte der Wirth, der dabei stand und jetzt, froh, dem vornehmen Herrn auch gefällig sein zu können, fort eilte, so gut es seine Corpulenz erlaubte, und bald mit einem grünen Felleisen zurückkehrte. Der Bediente nahm es und packte es unter den Sig, der alte Herr stieg ein, und in wenig Minuten zeigte nur noch eine Staubwolke auf der Chauffée den Weg an, den der Wagen genommen hatte. Der Wirth sah ihm nach, und als er aus seinem Gesichtskreise verschwunden war, kehrte er recht innerlich vergnügt über den vornehmen Gast in sein Wohn- und Gastzimmer zurück. Hier waren noch mehrere Dorfbewohner, die ihn neugierig ausfragten; doch konnte er nichts weiter sagen, als daß der

Fremde schwer reich, und wenigstens ein Graf sein müsse, dem Trinkgelde nach zu urtheilen, was er dem Knechte gegeben habe. Um seiner Behauptung mehr Nachdruck zu geben, schlug er dabei auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und ein junger Mann, der auf der Bank hinter dem Tische lag, erschreckt aus dem Schlafe aufsprang.

„Sie haben unsern vornehmen Gast ganz verschlafen,“ sagte der Wirth lächelnd zu ihm; „Sie haben wirklich einen herrlichen Schlaf, von dem Fahren und Hin- und Hergehen nicht aufzuwachen! Mein, das ist zu viel!“

„Wie lange hab' ich denn geschlafen?“ fragte der Reisende.

„Ja, bei Weitem mehr, als eine Stunde,“ versetzte der Wirth.

„Eine Stunde? Nun, dann hab' ich Eile,“ rief Jener, zahlte, was er schuldig war, und suchte sein Felleisen. „Ich hab' es mit zu Häupten hingelegt,“ sagte er, „und kann's nicht finden.“

„Seht, was mein Bier thut!“ rief der Wirth, „ob es nicht besser ist, als das Stadtbier? Da liegt das Felleisen, und der Herr sucht es noch.“

Der Wanderer nahm es auf, schlug den Riemen über die Schulter, und meinte, indem er denselben festschnallte, es sei schwerer, als vorher.

Der Wirth entgegnete ihm nichts, sondern machte nur ein pffiffiges Gesicht, nickte seinen Gästen zu, und sagte vertraulich zu denselben: „Mein Bier!“

2.

Der Wanderer.

Rüstig schritt der junge Mann vorwärts, um wieder auf die Hauptstraße zu kommen, und dort schlug er gerade die entgegengesetzte Richtung ein, die der Wagen genommen hatte. Er war eine stattliche Figur, und wer ihn so dahin gehen sah, hielt ihn nicht für das, was er war — für einen Candidaten der Theologie. Morgens früh um drei Uhr hatte er schon die Heimath verlassen, und sich in jenem Wirthshause durch einen Trunk und eine kleine Mittagsruhe wieder ge-

stärkt. „Heute komme ich doch nicht mehr hin,“ sagte er für sich, indem er seinen Schritt um Etwas mäßigte, „und mag Gott geben, daß morgen die Stelle noch keinem Andern erteilt ist.“

Er sprach nämlich von einer Hauslehrerstelle bei einem Grafen, die erledigt war, und um die er sich schon schriftlich bemüht, die aber Niemandem gegeben werden sollte, den der hochgeborene Herr nicht vorher mit eigenen Augen gesehen hatte. Da er, wie die meisten Menschen, glaubte, keinen unangenehmen Eindruck zu machen, und nebenbei auch mit den besten Zeugnissen seiner Tüchtigkeit versehen war, so hatte er sich auf den Weg gemacht, um sich dem Grafen persönlich vorzustellen.

Bisher hatte er schon durch Privatunterricht Etwas zu verdienen gesucht, um seinen Eltern zu Hülfe zu kommen, die das Wenige, was sie in frühern Jahren erspart, zu seiner Ausbildung, jedoch nicht vergeblich, angewandt hatten. Dabei hatte er denn auch den bitteren Kelch gekostet, in sich den Drang nach Wissen zu fühlen, ein Bewußtsein des Höhern in sich zu tragen, die Erinnerung zu bewahren, einst nur dem Studium und der Selbstbildung gelebt zu haben, und nun tauben Ohren zu predigen, Dummköpfen Etwas einzutrichtern, und Faulpelze auf der Bahn des Wissens fortzuschleppen (denn andere, als solche Individuen bedürfen des Privatunterrichtes nicht) — das Alles um des leidigen Geldes willen! Seine Examina hatte er glücklich bestanden und er lebte nun in Erwartung einer Predigerstelle, die aber, bei der großen Anzahl von Candidaten, für ihn gewiß noch um zehn Jahr entfernt lag.

Jetzt träumte er von einer glücklichen Zukunft, wie er, wenn er die Stelle bekäme, seine Eltern unterstützen, was er Alles treiben und anschaffen wollte, und studirte nebenbei auch eine Anrede an den Grafen. Er baute die schönsten Luftschlösser, und vertrieb sich die Zeit, da der Weg keine Naturschönheiten darbot, so gut es gehen wollte, als er sich plötzlich angerufen hörte.

3.

Die Grenze.

Die Stimme kam aus einem Hause, das den Gegensatz von dem bezeichnet, was der Kölner Dom bedeuten soll, einem Hause, das nichts von deutscher Einheit an sich trägt, sondern das uns an die 39-Einigheit unseres Vaterlandes erinnert, die offenbar (wenn es der Fähigkeit, diese zu begreifen, nicht wie beim Vermutiren ergeht) dreizehnmal so schwer zu fassen ist, als die heilige Dreieinigkeit, — kurz gesagt, die Stimme kam aus einem Grenzzollhause.

Nach den gewöhnlichen Fragen und Antworten, und nachdem er seinen Paß einem Gensd'armen zur Durchsicht übergeben hatte, mußte Eduard Weiler (das war nämlich der Name unseres Candidaten) sein Felleisen, trotz seiner mehrmaligen Versicherung, daß es nichts als seinen schwarzen Anzug und einige Wäsche enthielte, abschnallen und zur Visitation darreichen. Es wurde geöffnet; bleich vor Schrecken und Erstaunen wäre er fast umgesunken, denn statt seines Zeuges fand man Papiere, Acten und am Grunde einige Rollen Geld. Mit einem höhnisch-schlaunen Blicke sah ihn der Grenzaufseher an und sagte: „Ist dieses Ihr Anzug?“

„Es muß eine Verwechslung sein, ich merkte es gleich,“ rief Eduard, „es ist gar nicht mein Felleisen! Großer Gott! wie soll ich nun beim Grafen erscheinen!“

„Zunächst werden sie vor Gericht erscheinen müssen,“ sagte der Gensd'arm, „gegen die Zollbehörde haben Sie sich nicht vergangen, da dies auch nicht steuerpflichtig ist, aber da Sie etwas Anderes angaben, so müssen Sie sich vor Gericht über den Erwerb dieser Sachen ausweisen. Sie werden mich deshalb nach der Stadt auf's Amt begleiten.“

„Mein Tornister ist in Niederau im Wirthshause zum Bären verwechselt,“ entgegnete Eduard, „ich meinte es gleich, aber der Wirth behauptete, es sei das meinige, und ich untersuchte es nicht näher, weil dies das einzige Felleisen im ganzen Hause war.“

„Zu unterscheiden, ob das wahr oder nicht wahr, ist nicht meine Sache,“ erwiderte der Gens-

d'arm, „tragen Sie das dem Richter vor; meine Pflicht ist, Sie jetzt zu arretiren.“

Eduard hatte zwar noch einige Widerrede, die ihm natürlich nichts half, und er konnte sich nur noch gratuliren, daß er so gut von dem Gensd'armen behandelt wurde, denn dieser zeichnete sich wirklich vor den Uebrigen seiner Race sehr vortheilhaft durch Höflichkeit und ein anständiges Betragen, das wirklich einige Bildung verrieth, aus, ohne daß er dabei die bei seinem Amte nöthige Strenge verletzte. Langsam ritt er neben Eduard her und schwieg, um diesen in seinen Gedanken nicht zu stören, auf dem ganzen Wege still. Als sie in die Stadt kamen, und die Wache am Thore ihm einige rohe Scherze über seinen Gefangenen zurief, brach er das Stillschweigen, um diesen gewissermaßen das überhören zu lassen, und sagte: „Ich muß Sie in das Stadtgefängniß abführen. Das Felleisen nebst Ihrem Paße will ich sogleich auf dem Amte abgeben; haben Sie vielleicht noch etwas bei sich, das zu Ihrer Rechtfertigung dienen kann?“

„Ja, in dieser Briestafche,“ entgegnete Eduard, indem er dieselbe hinreichte, „sind meine Zeugnisse und übrigen Papiere, die meine Aussage bestätigen werden.“

Der Gensd'arm nahm sie, und als sie am Gefängnisse angekommen, übergab er ihn dem Inspector, indem er sagte: „Vor morgen früh um neun Uhr werden Sie wohl nicht verhört werden.“

4.

Das Gefängniß.

Eduard wurde in ein ziemlich großes Zimmer gebracht, das durch zwei engvergitterte Fenster nur spärlich erhellt war, und worin er auch schon einige Gesellschaft vorfand. Er ließ sich nicht weit von der Thüre nieder, ohne aufzusehen, und hing seinen trüben Gedanken nach; aber der Branntweingeruch, der von einem Betrunknen, der nicht weit von ihm lag, aufstieg, nöthigte ihn bald, seine Stelle zu verlassen. Er begab sich an's Fenster und setzte sich neben einem

alten Manne auf die Britsche. Indem er seinen Leidensgefährten ansah, war es ihm nicht möglich, an sein eigenes Unglück zu denken, so sehr nahm das würdige Aussehen des Greises seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Eduard konnte es nicht unterlassen, ihn anzureden und nach der Ursache seines Hierseins zu fragen. Der Alte sah ihn von Kopf bis zum Fuß prüfend an und antwortete dann langsam: „Ich habe gebettelt! gebettelt, weil ich nichts mehr verdienen, nirgend ein Unterkommen finden kann. In dieser Stadt war ich ansässig und lebte in den letzten zwanzig Jahren bei meinem Sohne, der Verwalter auf Sichhorst war, aber leider starb, wie bald darauf sein Herr. Der neue Herr kam nicht selbst, sondern schickte einen Notar von hier hin, der die Sachen in's Meine bringen sollte, und der jagte mich vom Hofe, weil ich nichts mehr thun konnte. Ich kam hierher und wollte mich in das Armenhaus aufnehmen lassen, aber man verweigerte es mir, weil ich durch meine Abwesenheit das Heimathsrecht in der Stadt verloren hatte. Was sollte ich nun anfangen, wenn ich nicht verhungern wollte? Ich mußte betteln, ward ergriffen und hier zwischen Betrunkene, Diebe und liederliches Gesindel gesteckt.“

Raum hatte der Alte geendigt, so trat ein kleiner, wohlbeleibter Mann ein, dessen kleine, blizende, von langen, buschigten Brauen beschattete Augen den listigen Geschäftsmann verriethen. Er sah sich um, und als er Eduard erblickte, wandte er sich an diesen und rief: „Nein, es ist himmelschreiendes Unrecht, Sie so zu behandeln! Ich sah Sie hierher bringen, erkundige mich nach Ihnen, da ich sogleich begriff, daß Sie nichts verbrochen haben konnten, und biere Ihnen nun hiermit, da ich Unrecht durchaus nicht leiden kann, meine Hülfe an; — ich bin nämlich Advokat!“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Eduard, der einen gewissen Widerwillen gegen den Rechtsgelehrten empfand, obgleich er ihn achten zu müssen glaubte, „ich verlasse mich auf meine Unschuld; helfen Sie diesem Greise hier, an dem sich, meiner Ansicht nach, die Obrigkeit vergangen hat.“ Er wiederholte nun, was er eben von dem Alten ge-

hört, wobei zuweilen ein sehr merkliches Zucken über das Gesicht des Advokaten flog.

„Ja,“ erwiderte dieser, „das ist der Egoismus unserer Zeit, jedes Land thut gegen das Nachbarland, als ob darin keine Menschen, sondern Wesen anderer, niederer Art wohnten, die keine Rechte außerhalb ihrer Grenzen hätten. So macht es auch eine Stadt gegen die andere, nirgends hilft man dem Hülfbedürftigen, ohne erst zu fragen: Ist er aus unserem Orte? Ich glaube, der Kranke, der auf der Landstraße läge, würde nicht in's Hospital genommen, wenn er keinen Heimathschein bei sich führte. Das kommt von dem unseligen Absperrungssystem, das man jetzt in ganz Deutschland befolgt. Doch auf Ihre Sache zu kommen. Wäre es nicht billig, daß man Sie, bevor man Sie hierhergebracht, verhört hätte? War es dazu nicht noch vollkommen früh genug? Aber der Herr Amtmann war ausgegangen; ich will diesen Mann deshalb nicht tadeln, aber könnte es nicht so eingerichtet sein, daß ein Beamter beständig bei der Hand wäre, solche Sachen zu erledigen? Dieser Dienst könnte ja unter den Herren abwechseln.“

„Tadeln Sie hier die Obrigkeit nicht so laut,“ flüsterte Eduard besorgt ihm zu.

„Warum nicht?“ erwiderte der Advokat. „Sie wurde von den Pariser Behörden belobt, weil er in seinen *Mystères de Paris* ihre Mängel aufdeckte, und sollten unsere deutschen so viel unter jenen stehen, daß sie deshalb strafen? — Doch sagen Sie mir, wie gedenken Sie sich zu rechtfertigen?“

„Indem ich die Wahrheit sage, daß zu Niederau mein Felleisen im Wirthshause verwechselt worden ist.“

„Dann wird erst dorthin geschrieben, Ihre Sachen müssen sich vorfinden, und der Eigenthümer der Effecten muß Ihre Aussage bestätigen; aber bis dies Alles geschieht, bleiben Sie im Gefängnisse, und können dann wohl gar noch beim Entlassen Ihr Logis hier ziemlich theuer bezahlen.“

„Um Gottes willen, mein Herr, ist dem wirklich so?“

„Es ist der Weg Rechtens.“

„Was soll ich anfangen; mein ganzes Lebens-

glück ist zu Grunde gerichtet, wenn ich hier so lange sitzen muß."

In seiner Angst war Eduard aufgesprungen und ging unruhig auf und ab. Der Advokat betrachtete ihn mit einem schlaun, wohlgefälligen Blicke und sagte endlich:

"Es giebt einen Ausweg. Sagen Sie, Ihr Tornister sei durch den Baron von Rohberg vertauscht, der mit Ihnen in jenem Wirthshause zusammengetroffen, und mit dem Sie sehr gut bekannt seien, der habe Ihnen erzählt, daß er die in dem Felleisen enthaltenen wichtigen Papiere von mir (dem Advokaten Halt) geholt habe. Zugleich erwähnen Sie auch, daß wir beide mit einander in näherer Bekanntschaft ständen, und daß ich die Wahrheit bestätigen und für Sie bürgen würde. Ich bejahe Alles und nehme die ganze Sache auf mich, Sie können dann gehen, und da Sie dem Herrn Baron manche Unannehmlichkeit, die aus der Verwechslung erwachsen könnte, ersparen, so ersetze ich Ihnen, in dessen Namen, Ihren Schaden. Anzüge aller Art, selbst die kostbarsten, sind hier zu haben, da können Sie wählen. Bedenken Sie, es ist der einzige Weg, auf dem Sie sich retten können."

Er ließ Eduard nicht Zeit, zu antworten, sondern empfahl sich ihm und ging. Der Alte rückte näher und sagte: "Trauen Sie diesem Menschen nicht, er ist es, der mich von Eichhorst vertrieb, er ist listig, und wer weiß, was er bei dieser Sache hat, Menschenliebe trieb ihn nicht dazu."

Eduard konnte das Vorgefallene nicht begreifen, und dachte hin und her, ob er der Wahrheit getreu bleiben oder dem Rathe des Rechtsgelehrten folgen sollte. Als es Nacht wurde, versuchte er, wie hier und da Einige, zu schlafen, aber der Geruch von den Betrunknen, deren sich mehrere angefunden hatten, war unerträglich und ließ ihn nicht dazu kommen. "Es ist abscheulich," dachte er, "daß man so in den Gefängnissen Alles zusammenwirft, daß man nicht einmal dafür sorgt, daß der Gefangene hier ungestört ruhen kann. Soll er selbst des Rechtes darauf zugleich mit seiner Freiheit beraubt werden?"

Endlich jedoch übermannte ihn der Schlaf, und er erwachte nicht eher, als bis der Gefangenwärter ihn weckte und sagte, daß der Herr Amtmann ihn schon so früh zu sprechen wünschte.

5.

Der Amtmann.

Als Eduard bei dem Amtmanne eintrat, kam dieser ihm freundlich entgegen, nöthigte ihn zum Sitzen, und sagte: "Ein Verhör ist weiter nicht nöthig. Gestern Nachmittag war ich nicht zu Hause, und erfuhr den ganzen Verlauf der Sache erst gestern Abend."

"Wohl von Herrn Halt," unterbrach ihn Eduard.

"Kennen Sie diesen Mann?" fragte der Amtmann erstaunt.

Hierauf erzählte Eduard seine Unterredung mit dem Advokaten, die der Amtmann mit sichtlich steigendem Interesse anhörte, und fügte am Ende auch noch das hinzu, was er von dem alten Bettler wußte.

"Für diesen Bericht bin ich Ihnen sehr verbunden, er klärt mir Manches auf. Gestern Abend sah ich sogleich die Papiere, die das Felleisen enthielt, durch, und erkannte, daß sie von der größten Wichtigkeit waren, jedoch nicht für Sie, sondern für den Verlierer und noch andere Personen. Durch einen glücklichen Zufall waren auch Ihre Sachen, die hier im Nebenzimmer liegen, in meine Hände gekommen, und um Sie nicht länger aufzuhalten, ließ ich Sie so früh rufen." Eduard wollte sich bedanken, aber der Amtmann lehnte Alles ab und fuhr fort: "Aus Ihren Papieren sowohl, als aus dem Berichte des Gensd'armen habe ich ersehen, daß Sie große Eile haben, und daß dieser Verzug Ihnen in mehrfacher Hinsicht unangenehm ist, ja Ihnen nachtheilig werden kann." Eduard unterbrach ihn hier, indem er ihm den Zweck seiner Reise und seine Besorgniß, nun vielleicht zu spät zu kommen, mittheilte. "Wenn es mir nur, daß ich hier gefänglich eingezogen gewesen, nicht überhaupt in

meinem Fache hinderlich wird," fügte derselbe ängstlich seinem Berichte hinzu.

"Dieses," versetzte freundlich der Richter, "kann nicht der Fall sein, und ich will, wenn Sie es verlangen, Ihnen eine Rechtfertigung aufsetzen, die stets, wenn Ihnen dieser Einwurf gemacht würde, ausreichend ist; doch was die Stelle anbetrifft, so kann ich Sie nur mit einem „Vielleicht“ trösten. Indessen, Ersatz soll Ihnen für das Ausgestandene werden, wenden Sie sich, sollten Sie die Stelle bekommen, schriftlich an mich, hier (indem er ihm eine Karte überreichte) ist meine Adresse; und ist das nicht, so kommen Sie hier wieder durch und sprechen bei mir vor. Dann wird es mir vielleicht auch möglich sein, Ihnen das Räthselhafte an der ganzen Sache aufzuklären, und Ihnen zu zeigen, welch' einen großen Dienst Sie, zwar unwissentlich, einem alten Freunde von mir gethan haben."

Eine Viertelstunde nach diesem Zwiegespräch wanderte Eduard aus dem Thore der Stadt dem Gute des Grafen zu. Wir machen uns unterdessen mit einigen andern Personen dieser Erzählung bekannt.

6.

Ein Abenteuer.

In einem freundlichen Zimmer des prächtigen Herrenhauses zu Eichhorst saß Hermine Linden, die Tochter des Eigenthümers, mit ihrer Freundin Charlotte, die nicht lange vorher bei ihr zum Besuche angekommen war. Sie plauderten über Dies und Jenes, doch waren das Hauptthema, wie bei allen jungen Mädchen, die Herzensangelegenheiten. Charlotte hatte gehörig gebeicht, und nun sollte Hermine auch bekennen, was sie in dieser Hinsicht erfahren hatte. Nach einigem Zögern begann sie: „Ich habe eigentlich nur einmal ein Abenteuer gehabt, und noch dazu ein recht seltsames.“

„Wann denn," fiel ihr Charlotte in die Rede, „schon in der kurzen Zeit, daß Du hier wohnst?"

„Nein, nicht hier!" erwiderte Hermine, „son-

dern, was sagst Du dazu, in Eurem Hause, ja, in Deinem Zimmer, als ich vor zwei Jahren bei Dir zum Besuche war.“

„Und das hast Du mir nicht früher erzählt? Das ist Unrecht," schmolte Charlotte.

„Gieb Dich zufrieden, Lottchen, ich hab' es keinem Menschen gesagt," schmeichelte Hermine, „Du bist doch die Erste, die's erfährt. Es kam mir zu sonderbar vor.“

„Nun, dann bin ich doch neugierig," sagte Charlotte, „beginne nur Deine Erzählung.“

Hermine erzählte: „Als ich vor zwei Jahren im Frühlinge bei Dir zum Besuche war, saß ich einmal, es war am sechsundzwanzigsten Mai gegen Abend — —“

„Nun wahrhaftig! da muß etwas Merkwürdiges kommen," unterbrach sie Charlotte, „weil Du das Datum noch weißt!"

— — „in Deiner Stube allein am Fenster, als, wie das häufig dort in Eurer romantischen Gegend der Fall ist, eine Anzahl Reisender vorüberging. Ich gab darauf weiter nicht Acht, sondern fuhr in meiner Arbeit fort, als plötzlich einer davon, der mich nicht bemerkte, sich in die Fensterbank, die doch sehr niedrig ist, setzte, und sich Feuer anschlug. Ich will mich noch mehr zurückziehen, dadurch entsteht ein Geräusch, er sieht sich um, erblickt mich, stutzt, wirft seine Zundertasche von sich, springt in's offene Fenster und liegt mir zu Füßen. Erschreckt fahr' ich auf, er faßt mich an, sagt, er sei gekommen, die Schönheiten der Gegend zu betrachten, er hätte mich gefunden, die alle Natur Schönheiten überstrahlte, ich möchte ihm drum verzeihen, wenn ihn seine Bewunderung zu weit geführt. Ich gehe nach der Thür zu, er folgt, da rufen ihn seine Gefährten, ich höre Dich draußen, ich beschwöre ihn, sich zu entfernen, da umschlingt er mich, drückt einen Kuß auf meine Lippen, und — fort war er, eh' ich ihn schelten konnte.“

„Der hätte mir kommen sollen!" rief Lottchen. „Wahrhaftig, ich hätte ihm eine Ohrfeige gegeben!"

„Ach, er war trotz seiner Zudringlichkeit so bescheiden," versetzte Hermine, „Du hättest ihm nur in die Augen sehen sollen, die leuchteten von Begeisterung.“

„Bestimmt war es ein verrückter Dichter!“ sagte lachend die Freundin.

Herminie machte ein Gesicht, worauf man sah, daß ihr diese Aeußerung mißfiel; aber Charlotte fuhr fort: „Und der hatte Dich angesteckt, denn ich erinnere mich wohl, daß Du namentlich eines Abends und auch in den nachfolgenden Tagen nicht so recht bei Dir selbst warst. Aber wie hieß er denn? Du hast ja gehört, wie seine Freunde ihn riefen.“

„Ach, das war mit einem fremden Worte, das ein Spitznamen zu sein schien,“ versetzte Herminie, „auch verstand ich es nicht ordentlich.“

„Und der sitzt Dir noch in Kopf und Herzen, nicht wahr? Du willst keinen Andern heirathen? Wirklich, das ist wie in einem Romane, sehr hübsch, sehr hübsch!“ rief Charlotte lachend.

Herminie schwieg, und man konnte ihr ansehen, daß sie nur höchst ungern über das Erzählte scherzen hörte, denn der junge Mann hatte in der That einen starken Eindruck auf sie gemacht, trotz dem, daß sie ganz einfach auf dem Lande erzogen und also dem Romanhaften fremd geblieben war. Aber siebzehn Jahr und die geschmeichelte weibliche Eitelkeit lassen solche Zudringlichkeit, wie die ihr widerfahrene, von der Phantasie aufs günstigste auslegen, indem diese auf der allerdings angenehmen Ursache ihre lustigen Gebilde so baut, wie man es gern haben will. Ueberhaupt macht Alles, was rasch erscheint und spurlos verschwindet, einen starken Eindruck auf das Gemüth, und hat man Muße, der Erinnerung daran nachzuhängen, so wird er demselben sogar lieb und werth.

„Hast Du ihn denn nicht wieder gesehen?“ fragte Charlotte.

„Schweig, Spöttlerin, hätt' ich's Dir nur verschwiegen, wie ich's so lange gethan habe,“ versetzte Herminie unwillig.

„Nun, nun! Es war so böse nicht gemeint!“ sagte Charlotte besänftigend. „Erzähle nur weiter. Du kennst mich ja, und weißt, daß ich gern über Alles lache.“

„Denselben Abend sah ich ihn noch einmal. Wir beide gingen spät in der Buchenallee, die nach Bernrode führt, spazieren, und als wir an die erste Biegung kamen, bemerkte ich nach der

Seite des Flusses hin im Mondscheine einen Schatten, und bald auch ihn selbst.“

„Wen?“ fragte Charlotte, „den Schatten?“

„Nun, ihn,“ fuhr Henriette fort; „er folgte uns, und von unserm Kammerfenster herab sah ich ihn noch lange stehen.“

Charlotte hatte Herminies Empfindlichkeit schon vergessen und rief: „Sei doch nicht so eingebildet, der hat seine Zundertasche wiedergesucht, die er, wie Du sagst, weggeworfen hatte; es war ihm vielleicht viel daran gelegen. Aber die hastest Du wohl schon lange aufgenommen? Ja, ja, ich seh' es Dir an, Du wirst roth. Kömmt Dir jedoch der Mensch einmal wieder zu Gesicht, so mußt Du sie ihm auch wiedergeben, wie es die Ehrlichkeit fordert.“

„O, einmal hab' ich ihn wiedergesehen,“ sagte Herminie halblaut.

„Wo denn?“ rief Charlotte.

„Als wir von Steinfeld hierher zogen, kamen wir durch Neustadt; ich sah zum Wagen hinaus und erblickte — ihn. Aber er sah ganz anders aus, als vor zwei Jahren, ehrbar, fast wie ein Spießbürger, jedoch hübsch war er auch so. Er sah mich auch, wurde roth wie ich, grüßte, und blieb wie versteinert stehen und sah dem Wagen nach, so weit seine Augen ihm folgen konnten.“

„Und Du sahst zum Wagen hinaus, so lange Deine Blicke ihn erreichen konnten, nicht wahr?“

„Ein Glück für mich war, daß meine Mutter mit meinem Bruder Herrmann zu thun hatte, der ziemlich ungezogen war, und daher mein Nothwerden nicht bemerkte.“

Charlotte öffnete schon wieder den Mund, um eine Frage zu thun, als Herminies Vater in's Zimmer trat, und, ohne sie zu bemerken, wie es schien in Gedanken versunken, durch eine andere Thür wieder hinausging. Wir wollen die Mädchen allein lassen und uns mit Herrn Linden bekannt machen.

Herr Linden.

Linden war ein Mann von ungefähr fünf- undvierzig Jahren und hatte sich durch Thätigkeit und mäßiges Leben in voller Kraft erhalten. Seine Eltern waren ohne Vermögen gewesen, und es wäre ihm wahrscheinlich, als dieselben starben, schlimm ergangen, denn er war erst im vierzehnten Jahre, wenn nicht sein Oheim, der sich als Kaufmann ein bedeutendes Vermögen erworben, und nun in Zurückgezogenheit auf dem Lande lebte, sich seiner angenommen hätte. Dieser hatte ein Bauergut in Eichhorst gekauft, und durch Ankäufe von einem benachbarten Edelmann, der durch die Kriegsjahre und durch schlechte Wirthschaft zurückgekommen war, dasselbe so vergrößert, daß es einem Rittergute nichts nachgab. Um es auch äußerlich so auszustatten, hatte er statt des alten Bauerhauses ein palastähnliches Gebäude aufführen lassen, das weit und breit auf dem Lande nicht seines Gleichen fand. Da er nicht verheirathet war, so bestimmte er seinen Neffen zum Erben, und ließ ihn deshalb die Oekonomie lernen, aber in seiner Nähe wollte er ihn nicht dulden, denn es erinnerte ihn, wie er zu sagen pflegte, das Heranwachsen desselben an sein eigenes Altwerden, und überhaupt möchte er seinen Erben nicht immer sehen. Als Linden fünfundzwanzig Jahr alt war, verschaffte ihm sein Oheim eine Pachtung, aber zwanzig und einige Meilen von Eichhorst entfernt, und jährlich einmal mußte er ihn besuchen. Linden verheirathete sich nun mit der Tochter eines benachbarten Pächters, die zwar kein Vermögen hatte, aber das lebenswürdigste Mädchen der ganzen Gegend war und dabei in dem Rufe einer ausgezeichneten Wirthschafterin stand. Hermine und Herrmann waren ihnen von fünf Kindern übrig geblieben, und erstere war neunzehn, letzterer zehn Jahre alt, als plötzlich die Familie von einem Briefe überrascht wurde, der ihr den Tod des Oheims meldete.

Die Erbschaft.

Der Brief war von einem Notar geschrieben, den der Oheim immer in seinen Geschäften gebraucht hatte, und der sich erbot, die Sache in's Reine zu bringen. Das kam Linden sehr gelegen, denn eine Krankheit hinderte ihn, augenblicklich hinzureisen; jedoch erkundigte er sich erst bei einem Jugendfreunde, der Amtmann in der Stadt war, wo der Notar wohnte, nach dem Rufe desselben, und als die Antwort günstig ausfiel, gab er ihm unumschränkte Vollmacht. Während des Hin- und Herschreibens war es, da sich die Gerichte mit ihrem Einschreiten Zeit genommen hatten, ziemlich bunt zu Eichhorst zugegangen; Jeder hatte genommen, wo er konnte, und das ganze Hofpersonal war, wie der Notar schrieb, von ihm deshalb, bis auf einige jüngere Leute, entlassen. So standen die Sachen, als acht Wochen nach dem Tode des Oheims Linden zu Eichhorst anlangte. Im vorigen Jahre hatte ihm der Oheim einen Plan seiner sämtlichen Grundstücke gegeben, und nach diesem wollte er sich nun in Rücksicht der Bewirthschaftung und der Annahme von Leuten richten. Um sich Aufschluß über manche Localverhältnisse zu verschaffen und auch um seine Visite zu machen, besuchte er gleich in den ersten Tagen seines Dortseins den Herrn von Rohberg, denselben Edelmann, der seinem Oheim einen großen Theil seiner Güter verkauft hatte. Dieser nahm ihn sehr freundlich auf; doch nach einigen Wendungen des Gespräches befremdete Linden die Bemerkung desselben, er brauche ja noch nicht einmal so viele Leute, als er schon habe.

„Weshalb nicht?“ erwiderte er, „kann ich mit dieser geringen Anzahl Alles bewirthschaften?“

„Sehr gut, denn die Pachtung fällt ja nun weg.“ —

„Welche Pachtung?“ rief Linden erstaunt.

„Die Ihr Oheim auf Lebenszeit von mir hatte,“ entgegnete Rohberg ruhig.

„Ich weiß von keiner Pachtung; es war Alles sein Eigenthum; er hat ja, wie er mir wohl tausend Mal erzählt hat, den größten Theil des Gutes von Ihnen gekauft.“

„Etwas hat er 1817 gekauft, das Uebrige hatte er schon seit 1806 gepachtet.“

„Aber später gekauft!“

Rohberg zuckte lächelnd die Achseln und sagte: „Es war eine Schwäche von ihm, den Leuten glauben zu machen, daß das, was er bewirthschafte, auch das Seine sei, und ich schwieg dazu, weil er mir sehr wichtige Dienste in den Kriegsjahren von 1806 bis 1815, und in denen des Mißwachses, die darauf folgten, geleistet hatte. Um Sie indessen von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen, will ich Ihnen den Pachtcontract zeigen.“ — Er ging fort und kam bald darauf mit dem besprochenen Papiere zurück, daß er Linden mit den Worten vorlegte: „Einen gleichen werden Sie unter den Papieren Ihres Onkels finden.“

Linden war wie vom Donner gerührt, denn seine schönen Besitzungen waren demnach nicht viel mehr, als sie ursprünglich gewesen waren, ein Bauerhof. Und welcher Familienvater würde an seiner Stelle, nachdem er mehr als zwanzig Jahre gestrebt und nichts erreicht, sich endlich im Besitze fühlt, und diesen plötzlich vor seinen Augen zerrinnen sieht, nicht auch seine Fassung verloren haben? Er suchte seine Bestürzung zu verbergen, und nahm die erste Gelegenheit wahr, sich von seinem Nachbar zu verabschieden.

(Schluß folgt.)

Ein Freundesruf.

An Nikolaus Lenau.

Wach auf! Hast du den Lockschlag nicht vernommen
Der trauten Freundin, die nach dir sich härt?
Hat dich der Liebedrang nicht überkommen
Der sonst mit prächt'gen Hymnen sie umschwärmt?
Blick' aus! horch' auf! ob Höhen und in Thalen
Irrt sie umher mit Angst beschwingtem Lauf,
So schön in Lust, so schön in Groll und Qualen,
Und ruft nach ihrem Troubadour — Wach auf!

Wach auf! wach auf! Vernahmst du nicht Geßnatter
Des Brudermords vom Bierwaldstädter-See?
Vernahmst du nicht das schaurige Gesflatter
Des Rabenschwarms auf gier'ger Leichenspäh'?
Erweckt der Blut- und Thränen-rost'gen Schrauben
Verfluchtes Knirschen nicht den wucht'gen Speer,
Der stets im Streit für Wahrheit, Recht und Glauben
Herniedersauste auf der Schergen Heer?

Auf! rüste deine Mirmidonen-Schaaren!
Dein herrlicher Potroklos liegt im Staub,
Enstellten Angesichts, mit blut'gen Haaren,
Sein Wehrgeschmeid' der Meuterrotte Raub;
Nicht zaudre, deinem Traum dich zu entrafen,
Du edler Geist! tritt zürnend vor dein Zelt,
Verwirre mit dem Rasseln deiner Waffen
Den Rathschlag, den Gewalt mit Arglist hält.

Wach auf! Wir wissen's: wen die Götter ehren,
Den hüllen sie in goldne Wolken ein —
Wir können dich den Göttern nicht gewähren,
Noch harret hier ein hohes Jawort dein.
Gönn' nicht dem Eigennutze, dem Gemeinen
Den leichten Sieg; laß wieder kühn voran
Dein leuchtend Banner flattern — führ' die Deinen
Zum heil'gen Kampf mit Uebermuth und Wahn!

Ih. St.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Wien im August.

Meinen heutigen Bericht beginne ich mit einer Nachricht, die hier in der Kaufmannswelt großes Aufsehen macht, nämlich: daß Baiern, Baden und Württemberg vom Zollvereine abzufallen und sich Oestreich näher anzuschließen gedenken; also ein süddeutscher Zollverein, wobei Oestreich vis-à-vis den kleinen nicht industriellen Staaten kein schlechtes Geschäft machen würde, und welches Arrangement einen gewichtigen Einfluß auf Ungarn hervorbringen könnte, der für den Augenblick in seinem ganzen Umfange kaum zu berechnen ist. — Als Gastin befindet sich in unserer

Mitte die Kurfürstin von Baiern, die bei ihrem zeit-
herigen Aufenthalte hier einen ganz curiousen Begriff
von der Chevalerie unserer Herren bekommen wird:
Ein Börsenspeculant, nebenbei, wie ich höre, auch Doc-
tor der Rechte, und Besizer einer sehr schönen Equi-
page, wurde vor einigen Tagen von einem Hofwagen
derart angefahren, daß sein Sattelpferd eine etwas
unsanfte Berührung erlitten. Der Hofwagen fuhr fort,
und Doctor B.....n unterließ nicht, denselben bis
unter das Portal des kaiserlichen Lustschlosses Schön-
brunn zu verfolgen. Hier ging er die aus dem Wagen
steigenden Damen auf das Rücksichtsloseste an, und ver-
langte von denselben eine Genugthuung an der Person
des Kutschers. Das Benehmen dieses Herrn, der sich
zu seiner feineren Ausbildung jahrelang in Paris auf-
gehalten, soll unter aller Kritik gewesen sein, und das
Publikum bezeichnet sein Betragen mit den härtesten
Ausdrücken, klagt bitter, daß man auf den Grenzen
nicht allein gegen die Gewaltthätigkeiten der Moslem
nicht geschützt, ja daß zu Wien in der Burg sogar
die Damen kaum Schutz gegen die Insulten unerzo-
gener Judenjünglinge sich zu verschaffen im Stande
seien. Der Equipagenbesizer soll die Weisung erhal-
ten haben, sechs Monate Aranjuez zu meiden *), und
dieses neue Stück, das in der Burg aufgeführt und
auf allerhöchsten Befehl gegeben wurde, nenne ich:
„Ein mildes Urtheil“. — In Berlin hätte man
gewiß ein crimen laesae majestatis daraus gemacht.
— Am 22. vergangenen Monats starb hier Heinrich
Graf von Bellegarde, k. k. Feldmarschall u. s. w., u.
s. w. Die munteren Wiener meinen: er sei gestorben,
weil er nichts eingenommen habe, und ein lustiger
Deutschmeister (Wienerfrüchteln) verglich ihn mit einer
Trommel, von der man auch nur immer etwas hört,
wenn sie geschlagen wird! Doch dies sind Scherze,
und sollen nichts Ernsteres bezeichnen; Bellegarde war
ein tüchtiger alter Soldat. Requiescat in pace, was
ja jeder Soldat jetzt thut. — Unser Hofopertheater
hat eine vortreffliche Acquisition in der Person des
Bassisten Formes gemacht. Ich prophezeie diesem jun-
gen Manne, — der zumal seine beste Bildungsperiode
noch vor sich hat, — eine brillante Zukunft. Material,
Lust und Liebe sind da, und der Mann ist erst 27 Jahre
alt, und das ist noch sehr jung. Bei Gelegenheit die-
ses jungen Sängers fällt mir ein alter Sänger ein,
und das ist der k. k. Hofkapellensänger Barth, der
Schwiegervater unserer geschätzten Frau van Hasselt-
Barth. Wissen Sie wohl: dieser alte Herr hat die
„Adelaide“ von Beethoven vor dem Feuertode bewahrt?
Als Beethoven diese Pièce geschrieben, besuchte ihn
Barth, und dem Meister gefiel seine Adelaide so wenig,

daß er die Aermste verbrennen wollte. „Nicht doch,
erst laßt sie mich singen!“ rief der alte Kapellensänger.
„So singt“ der Beethoven. Nach Beendigung des
Stückes sah der Maestro den Sänger groß an; dann
sperrte er seine Adelaide sorgsam in sein Pult und
brummte in den Barth hinein: „Adelaide soll nicht
verbrannt werden.“ — An demselben Tage, wo in Bonn
das Denkmal des unsterblichen Mannes enthüllt wird,
will eine Menge seiner Verehrer sich auf dem Fried-
hofe zu Wahring einfinden; wir wollen Eins singen
und uns an seinem Grabe freuen, daß er gelebt hat.
Ueber den Erfolg dieses Zusammentretens später mehr.

Schwab und Spindler, beide waren hier; der Letz-
tere aber führte eine mehr sitzende Lebensart, während
der ehrwürdige alte Schwab mit jugendlicher Lebendig-
keit Alles sah und von Allem Notiz nahm. Sein wei-
ßes Haupt bedeckte ein Hütchen, aber in der Kaiser-
gruft bei den Kapuzinern mußte es, trotz Feuchtigkeit
und Kühle, herunter; der alte Kapuziner mochte noch
so viel complimentiren, Schwab behielt den Hut in der
Hand und stand regungslos am Sarge des großen Jo-
seph. Es hat etwas Erhebendes, wenn man vor einem
großen Todten so recht tief und von Herzen seinen Hut
abnimmt, und ich möchte wissen, wie sich bei solcher
Gelegenheit ein Berliner Nichtzutabnehmer benehmen
würde. Kaiser Joseph hat den Blumauer einmal recht
ausgescholten, weil er seinen Hut nicht vor dem Aller-
heiligsten und bei dem Segen ziehen wollte. Blumauer
sagte: Ist der Segen wirklich gut, so geht er auch
durch meinen Hut. Was der Kaiser darauf gesagt hat,
weiß ich nicht, aber auf jeden Fall etwas sehr Gescheu-
tes, kurz Blumauer salutirte von da ab. — Im Ge-
biete der Literatur gäbe es nichts Neues, was einer
besonderen Beachtung werth wäre. Bei Kaulfuß Wittwe,
Prandel u. Comp. erschien von L. M. Eckhardt: „Thron
und Hütte“, romantisches Drama in fünf Aufzügen.
Ich bin nicht im Stande, Ihnen etwas Rühmliches
über dieses Opus mitzutheilen, welches der noch sehr
minorene Dichter (18 Jahre alt) dem teutschen Gar-
rick (!!!!) Ludwig Löwe — mit einem Vorworte von
Chr. Kuffner — gewidmet. Die Orthographie in die-
sem Werklein ist die der alten Minnesänger, er bedient
sich keines h, k, v, c, ph, v, qu, ee, oo, aa, h, ie, re.,
und erschwert dadurch dem Leser das Fortkommen un-
gemein. Der junge Mann glaubt die Grundzüge eines
Ideals der deutschen Rechtschreibung entworfen zu ha-
ben. Er ruft aus: „Wer hat den patriotischen Muth,
mir nachzufolgen und Idealist zu werden? Ich zähle
bereits bedeutende Profelyten, welche nur mein Auf-
treten abwarteten.“ Dies rief der junge Mann aus
zu Wien am 16. des Wonnemondes 1845 an seinem
achtzehnten Geburtstage! Von Kuffner finde ich es
aber sehr unrecht, daß er nicht ein so junges Blut
lieber von einer literarischen Thorheit abhielt, als die-

*) So eben höre ich, daß auch diese Strafe ihm er-
lassen ist.

selbe bevorwortet, und an Löwe's Stelle würde ich mich nicht der deutsche Garrick nennen lassen. — An allen Enden und Ecken hört man von Diebstahl und Einbruch in der nächsten Umgebung Wiens, und das Bedürfnis einer „Landgendarmarie“ wird dringender als je empfunden. In der schönen Brühl liegt der Bettelstab, von dort aus fliegen die Adjutanten nach allen Richtungen und bringen den stationirten Corps die Befehle des Chef's, den dort eine glänzend lumpige Suite umgiebt. Es ist eine kühne Truppe, die mit wahren Heldennuthe die friedlichen Fenster der Einwohner am hellen lichten Mittage besteigt. Abdekkader's Vorpostentruppen sind Nichts dagegen, und wenn die Regierung sich nicht bald unserer annimmt, so tragen sie uns die Kinder aus den Wiegen fort. In demselben Maaße, als die Polizeioberdirection in Wien vorzüglich construirt ist, in demselben Maaße ist die Polizeiverwaltung auf dem Lande elend; denn würden Sie es wohl glauben, daß in einem landesfürstlichen Markte jüngst bei einem Streifzuge die Diebe mit gestreift, und zum Finale die Gerichtsdiener ausgeraubt haben? Mein Gott, mein Gott! diese Leute wohnen vor den Thoren Wiens, sehen täglich die exemplarischen Beispiele polizeilicher Ordnung, und wollen Nichts von dem begreifen, was selbst jeden Fremden mit hoher Achtung für die Pflege und Aufrechthaltung der Sicherheit innerhalb der Mauern dieser Residenz erfüllen muß. Landgendarmarie, aber weniger grob als in Preußen, und die Wiener könnten ihrer schönen Umgebung noch einmal so froh werden als sie es sind.

Aus Ungarn ist zu melden, daß es mit dem Schussvereine nach und nach zu Grabe geht; er war eine Treibhauspflanze, die in der frischen Luft des Lebens nicht fortdauern konnte. Industrie! das klingt sehr schön; aber Ungarn bedarf vor der Hand mehr einer moralischen und technischen Cultur, tüchtiger Lehrer, guter Schulen, zweckmäßiger Acker-Geräthschaften, besserer Wege und einer guten Sicherheits-Polizei. Ehe diese Dinge nicht mehr gepflegt werden, wird es mit den industriellen Bestrebungen einzelner Patrioten immer hinken. Ungarn hat einzelne vortreffliche Männer, aber es ist höchst betrübend, daß auch diese nicht einsehen lernen wollen, daß mit pomphaften Acclamationen und vaterländischem Geschrei nichts gethan ist. Dieses ewige Kokettiren mit einer im Sterben liegenden Nationalität schadet dem Lande und der guten Sache; ja, ich sage: mit einer

im Sterben liegenden Nationalität, denn wahrlich und wahrhaftig, wenn Industrie beginnt in Ungarn Platz zu greifen, muß die Nationalität rücken. — Die Zeit dieser treuen Verbündeten eines vermorschten Barbarismus ist vorbei, die Losung der Zeit heißt „Vorwärts“, und die Kobolde der Ammenstube dürfen dem Manne nicht hemmend in den Weg treten. — Die Fruchternte hat bereits zu Anfang Juli begonnen. Das Getreide stand — in der Gegend von Preßburg — auf dem Halme sehr schön, allein die volle vierzehn Tage andauernde Hitze von fast 36° in der Sonne verhinderte die gehörige Entwicklung des Kornes; was die Hitze verschonte, wurde in mehreren Gegenden durch Gewitter und Hagel zerstört. Besonders stark haben die Weinberge in der Nähe von Preßburg, namentlich aber in der Umgegend von Neßmühl gelitten, wo gewöhnlich trefflicher Wein gefeilt wird. Aus den unteren Comitaten erfahren wir, daß die Endresultate in Betracht der Quantität nichts zu wünschen übrig lassen. Der Mais verspricht die günstigsten Resultate, der Hafer ist vortrefflich gerathen. Das Obst erlag im ganzen Banate einer Missernte, der Weinstock hingegen ist reich besetzt. Die siebenbürgische gegenseitige Hagelversicherungsanstalt hat die k. k. Sanction erhalten, und in Speries hat sich am 1. Juli eine neue Sparkasse eröffnet. Der Kaiser hat die Errichtung eines Maaß- und Stempelamtes in Pesth — ein wahres Bedürfnis für diese Handelsstadt — genehmigt. — Da diesen Sommer in Pesth und Preßburg bei dem Baden in der offenen Donau viele Menschen verunglückten, so wird in Pesth ein öffentliches, von der Polizei überwachtes Bad für Unbemittelte errichtet. In Preßburg tritt ein Donaubad auf Actien in's Leben. Jeder Actionair, welcher nur 5 Fl. C.-M. entrichtet, hat daselbst mit seiner ganzen Familie Zutritt. — Der Kaiser hat aus Anlaß des vielen Unglücks, welches Oestreichisch-Polen betroffen, befohlen, daß allsogleich die Staatsseisenbahn von Lemberg nach Krakau in Angriff genommen und durch die Kräfte der verarmten Untertanen allein hergestellt werden soll. Viele Millionen werden sogleich dem unglücklichen Lande zufließen, Hilfe wird sein, wo jetzt Noth ist, und ein ganzes Volk wird erkennen lernen, daß weniger mit schönen Worten und durch kostspielige Reisen der Hunger gestillt wird, als durch so wahrhafte und prunklose Aeußerungen wahrhafter Fürsorge.

Hans von Beeren.

Literatur und Kunst.

Günther's Sagenbuch des deutschen Volkes.

Jedem Volke sind seine Sagen an's Herz gewachsen. In den Sagen liegt ein unendlicher Reichthum poetischer Geschichte. Ich glaube, es giebt kein Volk auf Erden, das nicht seine Sagen hätte, und sollten sie sich auch nur von Mund zu Mund fortpflanzen. Je reicher die Geschichte eines Volkes an Sagen ist, desto interessanter ist sie. Sind es in der griechischen und römischen Geschichte nicht gerade die herrlichen Sagen, welche am Tiefsten in der Seele eines Jünglings haften? Entkleidet die Geschichte beider Völker ihres poetischen Zaubermantels, und ihr werdet ein Material übrig behalten, das zwar für den denkenden Mann, nicht aber für den gefühlvollen und phantasiereichen Jüngling genießbar und ersprießlich ist. Daß die Geschichte der romanischen Völker durch ihren überaus reichen Sagenkreis einen seltenen poetischen Zauber gewährt, ist längst anerkannt. Auch unsre deutsche Geschichte hat einen Zaubergarten voll Sagen, der noch lange nicht erschöpft, ja noch nicht einmal gehörig gewürdigt ist. Wir verdanken es dem Studium der altdeutschen Literatur, daß ein Theil der herrlichsten alten Sagen erschlossen und ein Kleinod des Volkes geworden ist. Je tiefer sie in's Volk dringen, desto mehr muß die Liebe zur vaterländischen Geschichte wachsen. Die Saat, welche die Gebrüder Grimm ausgeworfen, hat reiche Früchte getragen, und wir dürfen auch die Verdienste derjenigen Männer, welche die Sagenwelt, wenn auch nicht durch tiefe Forschungen, doch durch Veröffentlichung und liebliche Darstellung dem Volke immer zugänglicher machen, wie Simrock, Gustav Schwab, Marbach, Bechstein u. A. nicht gering anschlagen. Die Sagenwelt muß nach der höchstmöglichen Popularität ringen. Unser Meister Uhland wird uns doppelt

theuer, daß er am Abend seines Lebens die schönen Weisen der Vergangenheit seinem deutschen Volke vor Augen führt und an's Herz legt. Das Leben eines Bergmannes, der im Schachte der Vorzeit arbeitet, ist ein mühevolleres, darum müssen wir ihm auch aus tiefer Seele Dank sagen, wenn er glänzendes und edles Metall zu Tage fördert.

Seit Uhland haben eine Menge Dichter deutsche Sagen zum Stoff von Gedichten gewählt, aber nur Wenige waren so glücklich, wie er, den poetischen Geist der Sagen aufzufinden und vor Augen zu stellen. Der Wunsch nach einem allgemeinen deutschen Sagenbuche wurde lebhafter, je größer die Zahl der Bearbeitungen wurde. Unter den bisherigen Sammlungen waren die von August Rodnagel die vollständigsten. Sie werden neuerdings übertroffen an Vollständigkeit durch das große poetische Sagenbuch des deutschen Volkes, das Dr. Günther in Jena veröffentlicht und von dem der erste Band in 4 sehr eng gedruckten Lieferungen bereits vorliegt. Der Preis von 1 Thaler pro Band bei guter Ausstattung kann kaum billiger hergestellt werden. Heißen wir dies Sagenbuch von Herzen willkommen, und gern stimmen wir in den Wunsch des Herausgebers, daß das, was ausgezeichnete vaterländische Dichter in tiefster Erkenntniß und Weihe ihres Berufs aus dem Herzen des Volkes geschöpft und zum Herzen des Volkes gesungen haben, in keiner Familie fehlen und als Hauschatz von den Eltern auf die Kinder und von den Kindern auf die Enkel forterben sollte. Der Herausgeber hat im Vergleich mit Rodnagel ein Menge Neues bis auf die Gegenwart herein aus allen möglichen Büchern und Orten her gesammelt und so Manches der Vergessenheit entzogen. Eine Reihe Dichter aus der Gegenwart sind darin vertreten, selbst Dichter, die man kaum dem Namen nach kennt, wie man aus dem nach den Verfassern geordneten Inhalts-

verzeichnisse ansehen kann. Zweierlei rechnen wir dem Herausgeber besonders zu Dank an. Zuerst, daß er ein Inhaltsverzeichnis, nach den Staaten geordnet, entworfen hat. Nicht nur daß dadurch die Sagen eines Landes gruppiert hervortreten, sie gewähren dadurch auch eine leichtere Uebersicht dessen, was vorhanden ist. Daraus ergibt sich, daß die preussisch-deutschen Staaten bisher am meisten in ihren Sagen ausgebeutet sind; nächst dem Sachsen, Baiern, Oesterreich und die Schweiz. Nach unserm Dafürhalten müssen letztere Länder reicher, als Preußen, an Sagen sein. Da wir jedoch nicht wissen, was der zweite Band bringen wird, läßt sich kein strenger Vergleich ziehen. Süddeutschland und Mitteldeutschland sind fruchtbarer in ihrer Sagenwelt als Norddeutschland. Zweitens sind dankbar anzunehmen die historisch-geographischen Anmerkungen; nur hätte ich gewünscht, daß sie oft reichlicher gestossen wären, und nicht hinter der Gedichtsammlung, sondern bei jedem einzelnen Gedichte ständen, damit sich der Leser gleich und leicht orientiren könnte. Soll der Nutzen der Sagen, besonders bei der Jugend, stark hervortreten, soll diese aus den Gedichten die Geschichte des Vaterlandes leichter lernen können, so ist ein erörternder Apparat von Anmerkungen, bei denen jedoch ein gehöriges Maas nicht zu überschreiten ist, gar nicht zu entbehren. Ich gestehe, durch die Anmerkungen des Verfassers manches mir Unbekannte erfahren zu haben, zumal die Sagen so viel speciell Material voraussetzen. Was den Werth der poetischen Bearbeitungen betrifft, so ist er natürlich in hohem Grade ungleich. Vollständigkeit ist zwar etwas Wünschenswerthes, aber eine Frage von nicht untergeordnetem Interesse ist es, ob es nicht besser gewesen, dürstige Bearbeitungen lieber ganz wegzulassen? Ich wenigstens würde unbedingt so verfahren sein und namentlich Bearbeitungen von ziemlich unbekanntem Leuten nur dann aufgenommen haben, wenn sie in der That poetischen Werth hätten. Auch der Name eines bekannten Dichters zieht nicht, wenn sein Gedicht nichts taugt, und das ist bei Sagen, Balladen und Romanzen nur zu oft fühlbar der Fall. Schließlich muß ich den Wunsch aussprechen, daß der Herausgeber bei einer zweiten Auflage eine Ordnung in die Ge-

dichte selbst bringen möge, sei es nach Ländern, Zeit und dergl. Das ist ein großer Vorzug des Modnagel'schen Buches. Trotz eines sachlichen Inhaltsverzeichnisses kann ich diese bunte Nebeneinanderstellung der Gedichte nicht gut heißen. Hätte er alles Material bereits zusammen gehabt, würde er es wohl auch gethan haben. Das ist ein Hauptforderniß der zweiten Auflage, die ich von Herzen wünsche.

Karl Galtaus.

Eine Lebensfrage. Roman von der Verfasserin der *Clementine* und *Jenny*. Leipzig, Brockhaus. 1845.

Fanny Ewald erweckte durch ihre beiden früheren Romane bedeutende Erwartungen, obschon an der Behandlung der geschicht und zeitgemäß gewählten Stoffe noch manche der Verf. mit andern schriftstellenden Frauen gemeinsame Mängel hafteten. Dieses neuere Werk ist jedenfalls nicht als Rückschritt zu betrachten, vielmehr trifft in Einzelnem eine unverkennbare Vervollkommnung, das Streben nach Vermeidung früherer Fehler hervor. Die Verfasserin hat ihr Buch: *Eine Lebensfrage*, betitelt, und es damit sofort dem Gebiete des socialen Romanes zugewiesen, der nun einmal bei der durchaus praktischen Tendenz der Gegenwart den Leser und folgar auch den Dichter zumeist anzieht, Alle in des Lebens unmittelbare Gestaltung bedeutsam eingreifenden Fragen lassen sich, wenn sie der rein wissenschaftlichen Behandlung vom philosophischen oder psychologischen Standpunkte in deren abstrahirender Form zu spröde sind, allerdings am Ergiebigsten auf dem Felde der Dichtung zur Lösung vorbereiten und discutiren, welches die breitere Gedankenentwicklung, die Aufstellung von Hypothesen in idealer Reproduktion des Wirklichen nicht von sich weist, wie die knappere, auf eine gedrängte Entfaltung von Handlung und aus ihr sich bildendem Charakter beschränkte, dramatische Form. Und jenes Feld der Dichtung ist eben der Roman; die Lebensfrage aber, welche die Verf. in dem ihrigen zu lösen unternommen hat, ist das Verhältniß der Ehe zu der Liebe. Da bei einer praktischen Analyse solcher vielfache Beantwortung zulassenden Fragen nothwendigerweise mehrere Charaktere aufgestellt werden müssen, aus deren Schicksalen und Handlungsweise die Probleme gelöst und Resultate gewonnen werden sollen, so stellt uns auch die Verf. zwei Männer hin, welche mit jener Lebensfrage in Conflict gerathen, Al-

fred von Reichenbach, einen Dichter, und den Präsidenten Julian von Brandt. Alfred hat aus Pflichtgefühl eine jugendliche Reizung nicht vergessen, nachdem er in unerwartet glänzende Verhältnisse gekommen war, und hat Carolinen, obschon er an Geist und Gemüth höher steht, als sie, und während einer längeren Trennung von ihr, in Julians Schwester, Theresen von Brandt, eine gleichgestimmte Seele gefunden hat, dennoch zu seiner Gattin gemacht. Die aus diesen gegebenen Verhältnissen nothwendig folgenden Mißstimmungen bewegen ihn, nachdem er ein bedrückendes Ehelees mehrere Jahre hindurch getragen hat, zu dem Entschlusse, jene Fesseln zu lösen. Er verläßt seine Gattin und findet in Berlin die frühere Geliebte und ihren Bruder, seinen Jugendfreund, wieder. Dieser, das möglichst vergeistigte Ideal eines für den unmittelbaren Genuß lebenden Mannes, hat die Liebe nicht in der Ehe, sondern in einer freien Verbindung mit der ihm leidenschaftlich ergebenen französischen Schauspielerin Sophie Harcourt gefunden. Er ist in diesem Verhältnisse so lange glücklich, als es ihn nicht beengt, genirt. Aber Sophie giebt sich ihm zu offen, so daß er, der Egoist, mit ihr zu brechen beschließt. Wie in Reichenbach's Ehe der nagende Wurm jene Gemüthsälte ist, welche nicht begreifen kann, daß das wahre, eheliche Glück in der gegenseitigen Hingebung, in dem willigen Aufgehenlassen der eigenen Persönlichkeit in der des Gatten, und in dem Genuße an dieser freien Entäußerung eines Theils der eignen Individualität und an dem entsprechenden Entgegennehmen von der anderen Seite beruht, so giebt auch Julian Sophien auf, weil er zu einer Assimilierung mit ihrer Leidenschaft nicht geschaffen ist. Aber wie jedes edle Gemüth als Lebenslust einer Herzensneigung bedarf, so läßt sich auch Julian, von jenen frühern Banden gelöst, zu zwei Frauen hinziehen, der jungen lebensfrohen Wittwe Eva von Barnfeld, die ihn liebt, und zu Agnes, einem schlichten, natürlichen Kinde, das fern von der sogenannten, großen Welt in einfach bürgerlicher Erziehung weichenhaft schön aufgeblüht ist. Mit Eva scherzt Julian, aber Agnesen liebt er und beschließt, sie zu heirathen. Ihre Reizung trifft eine andre Wahl, den Assessor Theophil, der an den Seelenleiden der ihn umgebenden Personen seine eigene, krankhafte Blasirtheit um eine im Nervenreiz aufgegangene Reizung zu Theresen vergessen hat. So steht Julian endlich allein, nachdem Sophie, die ihn in einer schweren Krankheit noch sorgsam gepflegt hatte, in das Kloster gegangen ist. Alfred aber versucht, um Theresen, deren Ruf durch die Persidie eines bezüglichen Zeitungsartikels compromittirt worden ist, vor der Welt zu rechtfertigen, noch eine Wiedervereinigung mit Carolinen; aber sein entsagender Wille scheitert an der Unmöglichkeit, seelisch Mißstimmendes in Einklang zu bringen, so daß er endlich zu der Ehetrennung schreitet.

Es springt in die Augen, daß dieser Roman für

preussische Rechtsverhältnisse geschrieben und ein Nachklang der Discussionen über das Ehegesetz ist; doch läßt sich, selbst wenn einige Male direct auf dieses hingewiesen wird, doch keine störende Absichtlichkeit der Tendenz herausfühlen. Eben so müssen wir es als eine der Zeitbewegung gemachte Concession betrachten, daß die Verf. ein weiteres Motiv der Mißhelligkeiten zwischen Carolinen und ihren Gatten in dem orthodoxen Glaubenseifer her ersteren aufgestellt hat, welcher in dem ein gangbares Römlingsbild abgebenden Kaplan Ruhberg Unterstützung findet, während Alfred dem Glaubensfortschreiten zugethan ist. Ueberhaupt gewinnt durch diese Schürzung der Intrigue der Roman eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Heinr. König's Veronika; die parallelen Charaktere sind Alfred und Baron Gustav — Caroline und Alide — Theresen und Veronika. Wollen wir auch der Verf. keineswegs den Vorwurf einer Nachahmung machen, so rathen wir ihr doch wohlmeinend, sich auch vor dem Scheine einer solchen zu hüten. — Ihre Characterschilderungen sind lebenswahr und treu; als vorzüglich und bis in das Detail gelungen ausgeführt, müssen wir die in Carolinen personifizierte Herzenshärteigkeit einer weber die geistige Höhe noch die gemüthliche Vollkommenheit des Gatten erreichenden, ihr vielmehr in starrem Festhalten an Erziehungsfehlern tragenden Gattin bezeichnen. Unter den männlichen Charakteren ist Julian am glücklichsten aufgefaßt; Alfred ist zu wenig entschieden. Sophie Harcourt kann vielleicht ein idealisirtes Portrait sein, dagegen läßt Theresen in ihrer Passivität kalt, und vermag die Theilnahme nicht zu erwecken, die sie kraft ihres Verhältnisses zu Alfred in der Charactersymmetrie der Dichtung in Anspruch zu nehmen hat. Einen Tadel aber wollen wir der Verf. nicht verhehlen: sie hat sich mitunter und namentlich im zweiten Bande zu breit ergangen: wir können ihr, was das Concentriren der Gedanken, das richtige und schöne Maas der einzelnen Theile der Dichtung untereinander und zu dem Ganzen anlangt, als Vorbild Frau von Bacharach empfehlen. Daß wir nur einen Tadel ausgesprochen, möge verbürgen, daß wir das Buch den guten Erzeugnissen unsrer Literatur beizählen zu können uns freuen, wofür uns auch schon gewissermaßen die Verlagsbandlung eine halbe Bürgschaft war. 26.

Leopold Schefer's ausgewählte Werke.
Berlin, Weid u. Comp. 1845.

Es fällt dem Kenner und Beobachter der Literatur jedesmal schwer auf das Herz, wenn er dem Namen eines Schriftstellers begegnet, der, trotz jahrelanger Anstrengung, trotz der Gediegenheit seiner Werke, dennoch nicht die Theilnahme bei dem größeren Publikum findet, die er in Wahrheit verdient, während minder würdige, sogar ausländische Erzeugnisse oft — Gott weiß, durch welche glückliche Constellation — rasch in

den Vordergrund des Litteraturlebens treten. Diese Bemerkung drängte sich uns unwillkürlich auf, als wir E. Schefer's ausgewählte Werke zu Gesicht bekamen. Allerdings fröhnt dieser Autor keineswegs dem Geschmack der großen Menge, und sie sind am allerwenigsten Lectüre für Solche, die eben nur ein Buch lesen, um ein Paar müßige Stunden damit auszufüllen, anderer Absichten hierbei nicht erst zu gedenken; nein, die breite Heerstraße so vieler Novellisten, die nur zur Unterhaltung schreiben, wandelt Schefer nicht. Er ist von einer höheren Mission beseelt. Sein Zweck ist: Menschenbildung, Menschenveredelung! Denn

„Wer Jemand klug macht, schenkt ihm eine Welt,
Wer Jemand gut macht, schenket ihm den Gott.“

Schefer ist ein echter Priester im Tempel der Humanität. Die Contraste des Lebens in Harmonie auflösen zu helfen, ist die Tendenz seiner Werke, weshalb selbige auch vom Standpunkte der Moral aus ganz besondere Beachtung verdienen. Und in der That, ist irgend einer der jetzt lebenden Schriftsteller befähigt, auf diese Weise segensreich zu wirken, so ist es Leopold Schefer; denn nur wenige der heutigen Schriften auf dem novellistischen Gebiete sind es, welche in gleichem Grade Menschen- und Weltkenntniß, Gedankenfülle, tiefsinnige Reflexionen, gewaltige Phantasie, klare Weltanschauung, kurz: ein so reiches Dichtergemüth offenbaren. Nicht mit Unrecht haben daher mehrere Beurtheiler zwischen ihm und Jean Paul eine innige Wahlverwandtschaft zu finden gemeint. — Leopold Schefer ist 1784 in Muskau geboren und trat 1825 zuerst als Schriftsteller auf. In seinem „Laienbrevier“, das unter seinen Werken verhältnißmäßig die meiste Anerkennung gefunden, hat er die Summe seiner dichterischen Lebenserfahrungen in einer Reihe von didaktischen Dichtungen zusammengestellt. Aus ihnen wehet uns eine kindliche Stäubigkeit des Dichters an, der das Tiefste zu schauen vergönnt ist, die an das Kleinste das Höchste zu knüpfen weiß. Er sagt:

Das erste Gras weist auf den höchsten Himmel!
Das kleinste Sandkorn auf die Ewigkeit!
Der Tropfen Thau weist auf die stille Liebe,
Ein Blumenschatten auf das heil'ge Licht,
Ein Kinderlächeln auf die Seligkeit,
Ein armer Bettler mit dem Bettelkind
Weist auf die göttliche Zufriedenheit! u. s. w.

Die zwei ersten uns vorliegenden Bände enthalten sechs Novellen, nämlich: Künstlerlehre. — Die weiße Henne. — Die Deportirten. — Der Waldbrand. — Unglückliche Liebe. — Der Zwerg — und bekunden die vorhin gerühmten Eigenschaften hinlänglich. Voll des tiefsten Gefühls ist die Eingangs des ersten Theils befindliche Widmung an seine (nunmehr verstorbene) Gattin. — Die „ausgewähl-

ten Werke“ sollen in zwölf Theilen erscheinen, wovon jeder einen halben Thaler kostet; die letzten drei werden das „Laienbrevier“ und „Gedichte“ enthalten. Mögen diese Schriften hiermit auf's Beste empfohlen sein!
19.

August Lewald's gesammelte Schriften. In einer Auswahl. 7., 8. und 9. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1845.

Inhalt des siebenten Bandes: Paris: Einleitung, Przebracki, der Sohn des Verbannten, Album aus Paris 1832 (Physiognomie der Stadt, Palais-royal, Louvre, die Bühne, Café des Nouveautés, der Boulevard, die Börse, Père la Chaise, Savoyarden, die Le Normant, meine Landsleute, die drei Tage, Memento mori, Kempelen's Schachmaschine, la bonne Galette, ein Dilettant, Restaurants, Fahrt mit dem Omnibus, ein Frühstück bei Daguerre. — Achter Band: Paris (Fortsetzung): Chargin, Paganini, Maler Lepaulle, Ali-Baba, Jules Janin, Schicksale eines namenlosen Bühnendichters, von Paris nach München, Pariser Tabletten. Braune Geschichten: Eine Schauergeschichte, aus dem Tagebuche eines Guillotinierten, der Selbstmörder, Madame Bontemps und ihr Schutzgeist. — Neunter Band: Paris (Schluß): Die Verbrechercolonie, Hans Holbein, der alte Mellinger und seine Söhne, Carlino, der Wehrwolf, der Bandit, der Sohn der Nacht.

Sämmtliche Werke von Joseph Freiherr von Auffenberg, in 20 Bänden. Siegen u. Wiesbaden, Friedrich. 1845.

10 — 15 Band. Inhalt: Alhambra: Boabbil in Kordova (Vorspiel in einem Aufzuge) — Ubenhamet und Alfaïma (Trauerspiel in vier Aufzügen) — Die Gründung von Santa-Fé (Schauspiel in fünf Aufz.) — Die Eroberung von Granada (Schauspiel in sechs Aufz.) — Der Renegat von Granada. Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen. 19.

Das kürzlich erschienene Schriftchen:

„Erste Mittheilung der protestantischen Freunde in Breslau. Den Freunden zur Beherzigung — den Gegnern zur Prüfung.“ Breslau, F. C. C. Leuckart. 1845,

ist allen nach Licht und Wahrheit strebenden Bekennern der protestantischen Kirche zu empfehlen. Es enthält die, bei der ersten Versammlung „protestantischer Freunde“ in Breslau von dem Senior Krause gehaltene Rede. — Der Verf. schildert darin mit lebhaften Farben die gegenwärtigen religiösen Verhältnisse, ihre Vorzüge vor der Vergangenheit, das Ringen nach Geistesfreiheit, die Religionsgeschichte von Moses bis auf

unsere Tage, das Christenthum mit seinem Steigen und Fallen, die Gewaltherrschaft der Päpste, das dadurch verbreitete geistige Elend, die Reformation und ihre segensreichen Folgen, ihre Unterdrückungen durch Rom und die Jesuiten. Er mahnt ferner an ein zeitgemäßes Fortschreiten in der protestantischen Kirche, an ein kräftiges Losreißen vom Symbolzwange, der nur zu Un- und Aberglauben führe, empfiehlt dagegen ein Festhalten der Grundbegriffe, wie sie der Stifter der christlichen Religion aufgestellt. Mit einfachen Worten

gibt er den Zweck der Versammlungen protestantischer Freunde und die Grundsätze ihrer Gemeinschaft an, wie auch die Mittel, zu einer vernunftgemäßen Religion zu gelangen. Die Beschuldigungen, welche die Feinde des Fortschrittes, die orthodoxen Anhänger des todtten Buchstabens gegen jene Versammlungen verbreitet haben, widerlegt er in einzelnen Sätzen mit kräftigen, bündigen Worten, und ermahnt zuletzt zum engen Zusammenhalten ihrer Gemeinschaft, zum Kampfe für Wahrheit und Licht.

25.

D r e s d e n .

Die sächsische Gewerbeausstellung von 1845.

I.

Vom Staate veranstaltete Ausstellungen von Erzeugnissen der sächsischen Industrie fanden früher statt, wenn wir uns nicht ganz irren, in den Jahren 1824, 1825, 1826, 1827, 1828, 1829, 1831, 1834 und 1837, von welcher Ausstellung ab man beschloß, solche nur von 5 zu 5 Jahren wiederkehren zu lassen.

Es ist ganz zufällig, daß die diesjährige Gewerbeausstellung zu Dresden der im vorigen Jahre zu Berlin unternommenen deutschen Industrie-Ausstellung, so wie der erst kürzlich zu Wien geschlossenen unmittelbar sich anreicht.

Die früheren Ausstellungen sächsischer Erzeugnisse wurden von den größern gewerblichen Etablissements nur mangelhaft beschickt und waren mit der jährlich wiederkehrenden Kunstausstellung, im sogenannten Doublettensaale auf der Brühl'schen Terrasse, verbunden. Die diesjährige Gewerbeausstellung gewährt ein ungleich vollständigeres Bild der sächsischen Gewerbtätigkeit, als die früheren, sie besteht unabhängig von der Kunstausstellung und befindet sich hauptsächlich in dem königlichen Orangeriehause an der Ostallee, das

zwei große und einen kleinen dazwischen gelegenen Saal in sich faßt. Nicht bloß das Äußere dieses Hauses, sondern auch das Innere desselben zeichnet sich durch geschmackvolle architectonische Anordnungen vortheilhaft aus. Es war in der That ein schöneres Gebäude für die Industrie-Ausstellung in Dresden nicht aufzufinden, als das königliche Orangeriehaus, und kaum hätte es, für dessen jetzige Verwendung besonders gebaut, zweckmäßiger hergestellt werden können. Nur zu beklagen ist, daß es für die diesjährige Industrie-Ausstellung nicht geräumig genug ist. Es wurde erforderlich, um die rechtzeitig angemeldeten Gegenstände unterzubringen, in aller Eile eine lange Galerie anzubauen, welche mit dem Mittelsaale des Hauptlokals durch einen Gang, der eine kleine Conditorei in sich faßt, verbunden ist. Aber auch diese Galerie, die örtlicher Verhältnisse halber nur schmal gefaßt werden konnte (sie liegt nämlich über dem Weißeritz-Mühlgraben, der durch den sogenannten herzoglichen Garten und unter dem Orangeriehause weglieft), bot nicht Raum genug, so daß überdies noch die Benutzung einer hölzernen Bude nothwendig wurde, welche im herzoglichen Garten als Feigenhaus dient und sich an die erwähnte Galerie anreicht.

Während der Eingang zur diesjährigen Industrie-Ausstellung höchst anständig ist, und die drei Hauptsäle, im Orangeriehause gelegen, der

jetzigen Verwendung ganz angemessen decorirt sind, hat die vorerwähnte Galerie ein nacktes und die hölzerne Bude ein höchst ärmliches Ansehen.

Am Eingange zur Industrie-Ausstellung liegen drei aus Sandstein gebohrte Wasserleitungsröhren, wie sie in Dresden zur Verwendung kommen, so wie eine Asphaltpflasterung von der Leipziger Asphaltcompagnie, die man zu überschreiten hat. Das Vestibul umfaßt den Billetverkauf, die Garderobe und das Bureau der Ausstellungskommission. Der erste Saal, welchen man betritt, enthält Allerlei, der zweite oder Mittelsaal enthält vorzugsweise die kostbaren Metallarbeiten, so wie physikalische und mathematische Apparate, der dritte oder hintere Saal ist nur mit Geweben, Spitzen, Posamentirarbeiten und Stickereien, die lange Galerie mit Eisengußwaaren und Maschinen und die hölzerne Bude vorzugsweise mit landwirthschaftlichen Maschinen erfüllt.

Die dem Eingange zum ersten Saale zugekehrten Wände, so wie die der rechten Seite, sind mit Wachstuchen in verschiedenen Größen, mit Tapeten und ferner mit Damasten drapirt. Zur rechten Seite des ersten Saales fällt zunächst eine zwei- bis dreipferdekräftige Hochdruckdampfmaschine auf, die während der täglichen Besuchszeit der Ausstellung im Gange erhalten wird und eine nebenanstehende Vorspinnkrempe für Streichgarn, so wie einen Tuchwebstuhl, sämmtlich aus der Maschinenfabrik des Herrn Richard Hartmann zu Chemnitz, in Bewegung setzt. An den Tuchwebstuhl reiht sich ein Jacquard-Webstuhl für Buntweberei, auf welchem ebenfalls oft gearbeitet wird.

Treten wir, vom Eingange des ersten Saales aus, eine flüchtige Wanderung der rechten Seite entlang bis zum Ende hin an, kehren durch die Mitte nach dem Eingange zurück und gehen von hier aus an der linken Saalseite nach dem mittleren Saale hin, so stellen sich folgende Gegenstände unserer Betrachtung dar: Eine Kinderwiege von Eisendraht; eine Laube von Eisendraht, für einen Stubenwintergarten bestimmt; ein Kinderwagen von Korbmacherarbeit; Bänke, Tische und Stühle aus Holzstücken, zur Benutzung für Gärten; eine Tapetenmusterkarte; Sattlerarbeiten, und zwar ein Damensattel und zwei Herrensat-

tel, ferner ein Cavalleriesattel und ein Herrensattel; verschiedene Herrenhüte von Filz; verschiedene Thontopfwaaren; eine schöne Zusammenstellung von bearbeitetem Marner Marmor, nebst sonstigen Erzeugnissen des Rittergutes Maxen; Strohgeschlechte und Strohhüte; treffliche Fabrikate von Filz, als bedruckte Schuhe und Stiefel in verschiedenen Größen, Fußdecken, Taschen &c.; Pferdegeschirre; Fabrikate aus luftdichten Stoffen, als Luftkissen, Luftmatragen, Sprizenschläuche für Zubringer &c.; Kürschner- oder Rauchwaaren; sehr gerühmte Haartouren; lederne Handschuhe; lackirte Leder; Stiefel, deren Sohlen und Absätze mit Holzstiften genagelt sind; Gummi-Elasticum in Tafeln und Ueberschuhe von solchem; gewebte Hanfschläuche für Feuersprizen und Feuerlösch-eimer; Geschlechte aus Hanf und Rosshaaren; gegerbte Leder; Bürsten und Pinsel; Cigarren und Rauchtabak in Rollen; Proben von Asphalttafeln; glasirte Dachziegel; Glas- und Steingutwaaren; Stearinlichte, Seifen und Parfümerien; Pergament; vier Concertflügel; ein Billard; zwei sogenannte Maschinenpauken; ein tafelförmiges Pianoforte; Modell einer Schlachtrüstung, nach der, welche Churfürst Moriz in der Schlacht bei Mühlberg trug; ein Schreibsecretär; vier tafelförmige und ein aufrechtstehendes Pianoforte; sechs verschiedene Schreibsecretäre; zwei Flügel und eine Phisharmonika; verschiedene Wanduhren; Stühle mit Rohr- und Strohsitzen; zwei Schränkchen mit buntgefärbten Holzstäbchen furnirt; ein Waschtisch neuerer Construction; Producte der Mineralreiche; Baumodelle von Papp; bunte Kinderspielwaaren; Gruppen ausgestopfter Rebhühner; Bilder von Haaren; Sonnen- und Regenschirme; Bleifugeln und Schrothe; Rohkupfer; Erzeugnisse der Blaufarbenwerke; Streichinstrumente; Serpentinsteinwaaren; lackirte Blechwaaren; Steinkohlensorten; Chemikalien; Blasinstrumente; wieder Regen- und Sonnenschirme; Farben; Schießpulverproben; Lacke; wieder Chemikalien; Bernsteinspisen; Schnitzarbeiten in Holz, Elfenbein, Meerschäum und Perlmutter; Bruchbandagen; Chemikalien und Farben; Papiermachéwaaren; Kämme und Knöpfe von Horn; chirurgische Instrumente; verschiedene Messerschmiedewaaren; Schießgewehre und Säbel; Drechsler-

waaren; Schnupftabaksdosen; verschiedene Schloßwaaren; Werkzeuge für Holzarbeiter; verschiedene Drahtgewebe; Rüstung von Messingblech; Proben von Schreib- und Druckpapieren, von Wappe und von Pressspähnen; Kämmen für Wollkammereien; Kragen oder Krempelbeschlüge; Messinggußwaaren, als Plattglocken, Leuchter und Säbne; Messing- und Kupferblechwaaren, nämlich Wärmflaschen, Theekessel etc.; Gürtlerwaaren, und zwar Spaulettes, einen Cavalleriehelm etc.; Schnallen; Schnürsenkel; Gewehre und Hirschfänger; Messingblech, Messingdraht; Weberblätter; ein Sortiment von Bleiröhren; Maschinennägel; Klemmerarbeiten; geprägte Knöpfe und Portraits; Kartoffelstärke und Kartoffelmehl; Nudeln; Zucker in Hüten und Candis; Champagner; Conditorei- und Chocoladenwaaren; ordinäre Bijouterien; Zinn- und Bronzeußwaaren; lithographische Druckwaaren, ausgezeichnete typographische Waaren; Reliefdruckwaaren; Abdrücke von Reliefscoopermaschinen; Buchbinder- und Futteralarbeiten; bunte Papiere.

Wir stehen nun am Eingange zum Mittelsaale, dessen werthvoller Inhalt angenehm überrascht. Rechts und links hängen zwei Chronometer und dazwischen steht eine lebensgroße Figur auf einem Postament, Alles von Kupfer und auf galvanischem Wege geformt. Die Wände sind theils mit Damasten, theils mit Uhren, vier Fenster sind mit gedruckten Rouleaux und die Decke ist mit mehreren Kronleuchtern decorirt. Durchwandern wir die Mitte des Saales, kehren an der linken Seite zurück und gehen wieder der rechten Seite entlang fort, so finden wir folgende Gegenstände: Ein Sortiment der jetzt gangbaren Erzeugnisse der Meißner Porzellanfabrik; einen Schreibtisch mit Schildkrot, um 1000 Thaler verkäuflich; eine große Thurm-glocke; einen Springbrunnen, als Verzierung eines Wintergartens; ein eigenthümliches Thermometer und Barometer; galvanische Kohlenbatterien und verschiedene magnetoelectrische Apparate; Gewindebohrer und Kluppen; Tafelwaagen und Siegelpressen; Nivellirinstrumente; einen Compaß für Marktscheiderarbeiten; einen kleinen Rahmen mit gefassten bunten Gläsern; Spheugestelle; verschiedene Gold- und Silberdrahtwaaren; Transparentbilder von Por-

zellan; ein Sortiment von Chinasilberwaaren; einen silbernen Theetisch für zwölf Personen, um 7000 Thlr. verkäuflich; verschiedene Arbeiten aus getriebenem und geprägtem Silber, nämlich zwei Ritter mit Fahnen, als Girandols dienend, zwei Credenzsteller, ein Hautrelief, den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen darstellend, zwei Blumenvasen etc.; wieder Gold- und Silberdrahtwaaren; eine Luftpumpe; eine feine Waage mit Glasgewichten; Apparate zum Beschreiben von Ellipsen und Cilinien; zwei als Siegelringe geschnittene Rauchtopase; ein Bronze-Uhrgehäuse, vergoldet und versilbert; eine goldene Cylinder-Repetiruhr und eine gallonirte Ankeruhr; in einem Glaskasten zwei Seechronometer, eine goldene Cylinder-Repetiruhr, zwei Weckeruhren, zwei Ankeruhren, Bestandtheile zu Uhren etc.; eine Handluftpumpe; eine Waage für chemische Zwecke; eine Rahmenuhr; Modell einer Hochdruckdampfmaschine; eine Farirwaage; ein Theaterperspectiv, drei Cylinderlupen, einen Daguerre'schen Apparat; Tactmesser für Musiker; eine Tableauiuhr; Modell eines Locomotivs mit Tender; eine Tischuhr; Porzellan-gemälde von Bucker; Porzellan-gemälde von Günther und Werner; einen lackirten Ofenschirm; einen Concertflügel; zwei Armstühle und ein Sopha; ein Tischchen mit einem ausgelegten Damenbrete; eine Blumenetagere und eine Voliere von Korbgeflechte; verschiedene Kunstschlerwaaren; einen Spiegel mit Porzellanrahmen; einen Flügel; zwei Blumentische von Korbgeflechte mit künstlichen Rosenstöcken; zwei antike Uhren; einen vergoldeten Tisch nebst Sopha in antikem Geschmack; einen großen Spiegel mit vergoldeten Holzrahmen; einen Flügel; einen Blumentisch, lackirt Schildkrot darstellend; drei Armstühle, zwei Leuchter und einen Spiegel aus Hirschgeweihen, Stockknöpfe, Figuren, Tableaux etc. aus Elfenbein; ein Tischchen mit in Holz geschnittenem Tischplatte; verschiedene Argentanwaaren und zwei Armleuchter von Bronze; einen Flügel und schließlich am Ausgange des Saales zwei Pendeluhren.

Wir stehen nun am Eingange zum dritten Saale, welcher die Hauptindustrie Sachsens repräsentirt, nämlich Baumwollengarne, Streichgarne, Kämmgarn, Flachsgarne, Seide, mehr aber die hieraus in verschiedenen Mischungen und unter

tausendfältigen Formen und Namen als Gewebe und dergl. im rohen, im gefärbten und im appretirten Zustande enthält. Es würde für den Leser zu langweilig sein, wollten wir auch hier die Artikel aufzählen, die sich bei einer nur flüchtigen Wanderung durch diesen Saal uns darstellen. Wir müssen uns mit der Bemerkung begnügen, daß die Wände dieses Saales mehr als die übrigen mit Damasten behangen sind, daß die linke Seite die geklöppelten und gestickten Spitzen, die rechte Seite, in abgetheilten Buden, die verschiedenen baumwollenen, wollenen, halb wollenen, seidnen und halbseidnen Gewebe und die Posamentirarbeiten, daß von den zwei durch die Mitte des Saales hindurchlaufenden Tafeln die rechtsstehende nur Tuche, die linksstehende aber leinene Gewebe, Strumpfswaren u. enthält, und daß an der linken Eingangsseite einige treffliche Handstickereien in bunter Wolle aufgestellt sind.

Wir kehren in den Mittelsaal zurück und gehen von hieraus durch den bedeckten Gang zur angebauten Galerie. Am Eingange zu derselben stehen rechts und links verschiedene Eisengußwaaren, nämlich Stubenöfen, Kochöfen, eine Wendeltreppe, ein Blumenkorb, eine Gedächtnistafel, ein Candelaber, eine Hausthüre von Holz und Gußeisen, Kessel und Pfannen, ein Brunnenhaus, Geländertheile, ein Ramin, eine Raufe für Pferde, Abtrittsröhren, Schornsteinaufsätze, gußeiserne Fensterrahmen, verschiedene Feingußwaaren u. s. w. und ferner einige Blechöfen. Hieran reihen sich zunächst drei vortreffliche Stadtwagen, verschiedene Maschinen, so wie Proben von Stabeisen und Fabrikate aus solchem. Der Reihe nach finden wir: Eine Feuerspritze, als Zubringer construirt; eine Wäschmange mit Wenderad; eine Druckpumpe; eine Doppelpumpe für eine hydraulische Presse; eine Handbohrmaschine für Eisen; verschiedene Sorten Walzeisen, zum Theil mit angeschmiedeten Façonstücken; eine Uhr zur Controle der Nachtwächter; einen vollständigen Bremsapparat für Eisenbahnwagen; eine Feuerspritze nach Reysold; eine Feuerspritze mit 6½ölligen Cylindern, so wie Proben von Messingröhren, Kupferröhren und gezogenem Matrizenkupfer; zwei gußeiserne Pumpenstelle und eine Pumpe; verschiedene Schubkarrensprizen; zwei Apparate zum Beschneiden

der Buchdruckerlinien; ein Bestößtisch nebst zwei Hobeln zum Bestößen der Buchdruckerlettern; eine Papierglättmaschine und eine Buchdruckerpresse, beide von Gußeisen; eine lithographische Presse; eine achtgängige Kanalstrecke für Baumwollspinnerei; eine Feinspinnmaschine für hochfeine Streichgarne; eine Cylinderfeinspinnmaschine; eine Schleifmaschine für Krempelbeschlüge; zwei Kupferwalzen für Papiermaschinen und mehrere kupferne Hohenformen; eine Baumwollkrempe; zwei Vorspinnkrempe für Streichgarne; verschiedene Drehbänke, zwei Glättwalzwerke für Lithographen und eine Strohhutplattmaschine; ein Tuchwebstuhl, durch Maschinenkraft zu bewegen; eine Longitudinalscheermaschine für Tuche; eine zehnpferdekräftige Hochdruckdampfmaschine mit veränderlicher Expansion, eine ½pferdekräftige schwingende Hochdruckdampfmaschine und einen Kolben zu einer zehnpferdekräftigen Tiefdruckmaschine mit Metallliederung; zwei Brückenwaagen und eine römische Schnellwaage; eine starke Wagenwinde; vier Schiffsanker; zwei Amböße, ein Sperrhorn und eine Eisenluppe; schwarze und verzinnete Eisenbleche; verzinnete und emailirte Kochgeschirre; verschiedene Sorten Stabeisen; Schaufeln, Spaten, Hacken, Ackerpflugschaare u., und verschiedene Sorten Eisen-, Blei- und Kupferdrähte.

Am Ende dieser Galerie führt uns ein schmaler und wenig hoher Gang, nur für eine etwas beleibte Person bemessen, in die schon erwähnte hölzerne Bude. Sie enthält hauptsächlich landwirthschaftliche Maschinen, Modelle für solche, und Geräthe, so wie einige andere Gegenstände, welche in den übrigen Räumen keinen Platz fanden, als: einen Brennapparat nach Bistorius; eine geöffnete Pumpe nach Reysold; einen Dampfkochapparat; eine geruchlose Retirade, mit Wasser gesperrt; verschiedene Ackerpflüge; eine Dreschmaschine; verschiedene Sämaschinen; eine Maschine zum Abziehen des Straßenkothes; verschiedene Heckselmaschinen; eine Kartoffel- und eine Lohschneidemaschine; ein Butterfaß; Handschrothmaschinen; eine große Anzahl von Modellen für landwirthschaftliche Maschinen; mehrere trefflich gebaute Schmiebelblasebälge und ein Bett für Tobsüchtige oder Geistesranke.

Wie zahlreich auch die diesjährige Industrie-

Ausstellung beschickt wurde und wie sehr sich auch jeder Sachse über den industriellen Umfang seines kleinen Vaterlandes freuen mag, so sind doch lange nicht alle Zweige der in Sachsen heimischen Industrie gehörig vertreten. Um dies leicht überblicken zu können, wäre freilich eine andere und überhaupt sachgemäßere Ordnung der Aufstellung erforderlich gewesen, als man sie erblickt. Die ganze Aufstellung ist ein Quodlibet, ein Rogoutmelée der Industrie-Erzeugnisse. Nicht den Zweck einer vom Staate veranstalteten Industrie-Ausstellung, nämlich die Vorführung eines getreuen Bildes der vaterländischen Gewerbsthätigkeit nach Umfang und Qualität, hat man erstrebt, denn alsdann hätten nicht die ungleichartigsten Dinge nebeneinander Platz gefunden, sondern nur die Zusammenstellung eines bunten gewerblichen Gemisches zur Ergötzung und zum Zeitvertreib Müßiger. Es ist zu beklagen, daß die Ordner der diesjährigen Industrie-Ausstellung die Erreichung des Zweckes derselben durch die getroffene Anordnung wenn auch nicht vereitelt, doch mindestens sehr schwer gemacht und die dagewesenen derartigen Ausstellungen ohne Kritik gesehen haben.

Obwohl die von uns getadelte Aufstellung Jedem, der nur entfernt Sachkenner ist, in die Augen fällt, so wollen wir doch, um den Vorwurf einer Verdächtigung zurückzuweisen, auf einige Mißordnungen aufmerksam machen:

Die Korbmacherarbeiten sind im ersten und zweiten Saale ohne Zusammenhang vertheilt. Im ersten und zweiten Saale stehen die Tischlerarbeiten vereinzelt herum. Die Carlsfelder Wanduhren stehen isolirt zwischen Fabrikmaschinen, Tischler- und Stuhlarbeiten und musikalischen Instrumenten, während die übrigen Uhren im zweiten Saale herumliegen und hängen. Im ersten Saale steht eine kleine Brückenwaage, ferner finden sich Waagen im zweiten Saale und in der Galerie. Es liegt eine Stahlplatte neben einer Decimalwaage und neben einigen Schlössern. Ein Werkbret mit Tischlerwerkzeugen, und zwar englische Fabrikate mit Heften aus hiesigem Holze, steht zwischen chirurgischen Instrumenten. Hirschfänger und Büchsen stehen neben Bleiröhren, Messingblechen, Messing- und Kupferdrahtsorten im ersten Saale, während Eisenbleche, Kupfer- und

Messingröhren, sowie Eisen-, Kupfer- und Bleidraht in der Galerie, die Gold- und Silberdrähte mit den daraus gefertigten Fabrikaten im zweiten Saale, die Fabrikate aus Eisen- und Messingdraht aber wieder im ersten Saale Platz gefunden haben. Es liegen Bruchbandagen neben musikalischen Instrumenten und neben Sonnen- und Regenschirmen. Tapeten, Sättel, Filzhüte, Topfwaaren, Maxner Marmor, Lustkissen reihen sich ebenfalls aneinander. Haartouren stehen neben Kürschnerwaaren. Eine andere Reihenfolge ist: Täschnerarbeiten, Spritzenschläuche, Bürsten, Wachstuche, Cigarren und Rauchtabake, zwischen inne aber Glas und Steingut; ferner: Seifen und Parfümerien, dazwischen Pergament u. s. w.

Wer aber trägt die Schuld dieser Mißordnungen? Das können wir so eigentlich nicht angeben; aber das wissen wir, daß sie ein Ausfluß des in Sachsen durchaus üblichen Gebrauches ist, die obere Leitung technischer, industrieller und commercieller Angelegenheiten nur in die Hände von Juristen zu legen, technisch und merkantillisch befähigte Personen aber nur als Handlanger zu benutzen, oder von solchen hier und da ein isolirt stehendes Gutachten einzuholen.

Im Interesse der Industrie und im Interesse der gewerblichen und technischen Thätigkeit überhaupt wünschen wir von ganzem Herzen, daß recht bald der gerügte Gebrauch, nur Juristen als Wächter und obere Leiter industrieller, technischer und commercieller Verhältnisse zu verwenden, abgestellt werde. Erst dann wird mancher Mißstand und Miston verklingen; der Industrielle und Techniker wird in seinem Wirken erfolgreicher auftreten, aber auch der Staat wird alsdann Techniker in seine Dienste bekommen, die ihrem Amte gewachsen sind. Dann findet auch der Ausspruch eines Ausstellers, der seine ausgezeichneten Fabrikate mit der Aufschrift umgürtet hat: „Spinnerei und Weberei können reiche Früchte tragen den Ländern, welche geneigt und geeignet sind sie zu würdigen“ Beachtung.

In einem späteren Artikel unter II. werden wir auf die wichtigsten Gegenstände der Ausstellung im Einzelnen zurückkommen.

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

August. 13. Am Eink. Bade zum ersten Male: Der Confusionsrath. Posse in 3 Acten, von W. Friedrich. Diese Bearbeitung aus dem Französischen ist von dem gewöhnlichsten Schlage und nur durch ein flottes, flinkes Spiel der Hauptrolle, Fris Dufel, für welche das ganze Stück gemacht ist, allenfalls auf dem Eink'schen Bade erträglich. Hr. Käder, der in der neueren Zeit manchmal von Uebertreibung sich ferner hält als sonst, hat sich diesmal dieses Verdienst keineswegs erworben, und so gern auch anerkannt werden mag, daß seine Lebendigkeit und Gewandtheit zur Erhaltung und Hebung der Posse merklich beigetragen, so darf doch auch nicht unerwähnt bleiben, daß das Streben darnach an vielen Stellen in einen Grad der Karrikirung ausartete, den selbst die Posse verwirft. — Ein Ehepaar aus der alten Zeit. (Weit Besseres in jeder Beziehung gewährte dieses gemüthliche Genrebildchen, das, obschon oft gegeben, immer noch

gern gesehen wird und besonders durch die treffliche Darstellung der Rollen: Hyacinth Düval, Hr. Duanter, Mad. Klapper, Mad. Schubert, und Herr Klapper, Hr. Käder, zu seinem vollen Rechte gelangt.) — Pas de deux und Tanz-Quodlibet. — 14. Ein Brief aus der Schweiz. — 15. Der Barbier von Sevilla. Oper. Rosine, Frä. Schwarz vom k. k. ständischen Theater zu Prag, als letzte Gastrolle. (Die Altstimme des Gastes erschien wenig geeignet für die Partie, desto mehr der ihm gespendete Beifall als ein gemachter.) — 16. I Capuleti ed i Montecchi. Oper. — 17. In der Stadt: Kabale und Liebe. (Eine in den meisten Theilen höchst gelungene Vorstellung, die sich eines so regen Beifalls des zahlreich versammelten Publikums zu erfreuen hatte, daß selbst an sich unbedeutende Reden den lebhaftesten Applaus fanden, wie z. B. die Worte Ferdinand's im zweiten Acte: „Sie sind ein beißendes Pasquill auf die Gottheit, die sich so schlecht auf ihre Leute verstand, daß sie aus vollendeten Henkersknechten schlechte Minister machte.“) — Am Eink. Bade: Der Zerrißene. — 18. Die beiden Schützen. Oper. —

Feuilleton.

Ueber die beklagenswerthen Ereignisse in Leipzig theilen wir folgenden Artikel der Deutschen Allg. Zeitung mit: Leipzig, 14. Aug. Bei der Betrachtung und Beurtheilung der unseligen Ereignisse des 12. August, dem sieben bereits constatirte blutige Opfer in der Chronik der zweiten Stadt Sachsens und in den Annalen des ganzen Landes ein schauerliches Gedächtniß verbürgen, ist der Hergang selbst nicht weniger als die Stimmung des größern Theiles der Einwohnerschaft und zwar von Leipzig nicht allein, sorgfältig ins Auge zu fassen. Wenn ein Mißbehagen unter den Massen sehr allgemein verbreitet ist, giebt die unscheinbarste Gelegenheit zur Reibung leicht Veranlassung zur Geburt des zündenden Funkens. Schon die Versammlung, das Zusammentreten der Massen reicht dazu hin. Nicht entfernt fällt es uns ein, etwa die Revue der Communalgarde als eine solche Veranlassung zu bezeichnen. Der Verlauf derselben hat bewiesen, daß die Loyalität ihres Verhaltens nicht wohl bezweifelt werden könne. Sie war sehr zahlreich vor ihrem obersten Chef erschienen, ihre Haltung war eine von ihm anerkannt lobenswerthe. Es hat dieselbe gerade in diesem Jahre bei Feuersbrünsten Gelegenheit gehabt, ihre Dienstbereitschaft zu be-

währen, und es wird wahrlich nirgend als ein Grund gelten können, an ihrer Befähigung zur Aufrechthaltung und da nöthig Herstellung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, des ihrem Waffenschutze vorzugsweise anvertrauten Palladiums, etwa darum zu zweifeln, weil das Verbehold für den Generalcommandanten am Schlusse der Revue minder feurig erklang, oder gar weil ein bürgerlicher Commandant hier an der Spitze derselben steht. Der constitutionelle Staat beruft seine Bürger ausdrücklich zur Mitwirkung am Gemeinwohl durch Rath und That; im gesetzlich bewaffneten Bürger kann bei uns Niemand einen Feind erblicken. Genug, der Abend des 12. Aug. versammelte auf dem Rossplatz vor dem Hotel de Prusse, dem Absteigequartier des Generalcommandanten, und noch mehr auf der an dem Platze erhöht sich hinziehenden Promenade Tausende von Menschen, die den großen Zapfenstreich erwarteten. Um 9 Uhr marschirte dieser von der Hauptwache der Communalgarde am Raschmarkt ab und durch die Petersstraße nach dem Rossplatz. Eine ungewöhnlich tumultuarische Begleitung von dichten Volkshaufen ließ zweifelhaft, was sie zu bedeuten habe. Die frühere Wahrnehmung des ähnlichen Verhaltens eines Theiles der Zuschauer bei

der Revue bekam jedoch dadurch einiges Gewicht für die polizeiliche Wahrnehmung. Irgend etwas Bestimmtes daraus zu schließen, war gewiß nicht möglich, wohl aber war eine ungewöhnlich aufgeregte Bewegung der Massen sehr klar, noch ehe der Zapfenstreich auf dem Rosplatze anlangte. Als aber hier, nachdem er vom Hotel de Prusse wieder abgezogen, fast die ganze Masse seiner tumultuarischen Begleiter zurückblieb und zu pfeifen und zu lärmern begann, konnte nicht lange mehr ein Zweifel darüber bestehen, daß angemessenes Einschreiten hier nothwendig sei. Es machte sich aber davon durchaus nichts bemerklich. Die Menge erhitzte sich mehr und mehr, und der Lärm stieg. Da ward plötzlich mitten im Gedränge das feierliche: „Eine feste Burg ist unser Gott“ angestimmt, der Tumult fing an zu schweigen vor dem Gesang, und es machte einen wahrhaft schauerlichen Eindruck, wie nun Stimmen auf Stimmen über den weiten Platz hin einfielen in den Schlachtgesang der Lützener Märtyrerschlacht für protestantische Glaubensfreiheit. Deutlich vernahm man auch Weiberstimmen, und für den Befähigten bekam damit die ganze, bisher zweifelhafte Bewegung des Abends ihren Charakter, forderte aber auch zu um so besonnenerer Begegnung auf.

Was bisher zumal in Folge der Bekanntmachung vom 17. Juli und der Verordnung vom 19. Juli sich in der Presse und durch Proteste und Beschwerden so wie in den Aeußerungen weiter Kreise aus vielen Landestheilen bedenklich kund gegeben, es entwickelte sich im dunkeln Toben der Massen an jenem Abende fast gespensterhaft zum Ausbruche. Das tief wurzelnde Mißtrauen der Bevölkerung Sachsens in confessionellen Dingen, welches von dem Glaubenswechsel des Regentenhauses datirt und erst unter der weisen Regierung unsers jetzigen Königs zurückgetreten ist, der eifersüchtige Argwohn auf jede Beeinträchtigung seiner protestantischen Glaubensfreiheit, sie sind von neuem rege geworden in den Massen. Es ist das der verwundbarste Punkt, und seiner Natur nach verdient er gewiß die größte Schonung auch in seinen grellsten Irrthümern; aber fast will es scheinen, als habe an jenem unglücklichen Abende Niemand die Dinge erwogen, oder sei Niemand zur geeigneten Erwägung derselben vorhanden gewesen. Die Excesse nahmen eine immer drohendere Gestalt; Steine flogen in die Fenster, der Tumult konnte in keiner Weise den, mit dem Prinzen Johann, wenn auch im Gartensaale speisenden städtischen und Militärbehörden unbekannt bleiben, wie er es am andern Ende der Stadt blieb. Draußen erwartete der ruhige Theil der Zuschauer jeden Augenblick, daß der Generalmarsch die Communalgarde unter die Waffen rufen werde, und dann wäre gewiß Alles so gut wie noch möglich vorübergegangen. Anstatt dessen rückten endlich außerhalb der Verfassungsverpflichtung gestellte Streitkräfte auf den Platz, und der Raum vor dem Hotel selbst leerte

sich theilweise. Einzelne Steinwürfe geschahen noch, das Lärmen dauerte fort.

Ohne daß jetzt ein nur irgend nennenswerther allgemeiner Versuch gemacht worden wäre, den Platz zu säubern, oder die Anwesenden im Ganzen vor Anwendung der vollen Waffengewalt zu warnen, was, soweit es geschehen, nur den dicht bei dem Militär Stehenden vernehmbar geworden ist, erfolgte plötzlich und ohne daß das Militär im Angesicht der Massen erst geladen hatte, auf ein Hornsignal scharfes Feuer von mehreren Seiten in sich kreuzender Richtung. Mag der erste Befehl zum Feuern ausgegangen sein von wem er will, wenigstens die Zuversicht hegen wir, daß diese Direction des Feuers nicht von erster Stelle mit befohlen worden sei. Sodann aber müssen wir die schwere Frage erheben, ob denn unter den um den Prinzen Johann versammelten städtischen Behörden Niemand war, welcher von der Stadt, von der Bürgerschaft und Einwohnerschaft, deren Gut und Leben ihrer besonderen Obhut mit- und vielleicht ganz besonders anvertraut ist, diese Calamität abzuwenden verstand?

War da keiner von den Männern, die an den vorderen amtlichen Stellen bei uns stehen, der sich im Besitze von so viel Vertrauen bei dem Volke wußte, um an der Spitze der Andern hinauszutreten unter die Haufen und wenigstens erst zu versuchen, sie zu beschwichtigen, ehe er es zum Blutvergießen kommen ließ? Wahrlich, er würde sich um Stadt und Land, um Krone und Verfassung ein unschätzbares Verdienst erworben haben, während so die traurige Erfahrung sich herausstellt, daß gerade da, wo es hier am nothwendigsten ist, die geeignetsten Männer zu fehlen scheinen und keiner da war, der mit ernster persönlicher Hingebung im ernstesten Augenblicke zu sprechen, zu handeln wußte.

Was in der Nacht des 12. August der nach dem Feuern noch versammelten Communalgarde nicht bewilligt wurde, die alleinige Wahrnehmung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, es ist seit gestern der Fall. Prinz Johann aber ist gestern früh nach 6 Uhr zu dem nächstgelegenen Windmühlenthore hinaus aus der Stadt gefahren und nach Grimma abgereist. Keine nennenswerthe Ruhestörung ist seitdem wieder vorgekommen. Das gestern aus andern Garnisonen hier einrückende Militär wurde jedoch nicht gerade freundlich von der dasselbe nach dem königl. Schlosse begleitenden Menge begrüßt. Gestern Abend spät ist auch noch Reiterei eingetroffen. Sie blieb in ihre Quartiere verwiesen, wie die Garnison, in das königl. Schloß consignirt. Offen bekennen wollen wir darüber, daß wir in diesem Aufbieten militärischer Kräfte nicht gerade diejenige Einsicht und Erkenntniß der Verhältnisse wahrzunehmen vermögen, welche hier die wünschenswerthe, vielleicht allein nothwendige ist, um wenigstens ein baldiges Beherrschen der tiefen Wunde zu vermitteln, die nicht bloß Leipzig allein an diesem Trauertage geschlagen worden

ist und von der wir leider nur zu sehr fürchten müssen, sie werde auf lange Zeit hinaus gerade Das trüben, worin unser Sachsenland sich so wohl fühlte. In dem Einen Wunsch aber wird es auch nach wie vor und wenn möglich noch inniger und fester sich vereinen: Erhalte uns der Himmel noch lange unsern edlen König!

Leipzig, 14. Aug. In der höchst aufgeregten Stimmung des gestrigen Tages wendete sich der an allen Straßenecken angeschlagenen Einladung zu einer Versammlung der Studirenden um 2 Uhr im Schützenhause besondere Aufmerksamkeit zu. Um die angelegte Zeit hatten sich außer etwa anwesenden 600 bis 700 Studirenden vielleicht drei Mal so viel Bürger eingefunden. Die Verhandlungen drehten sich um die Mittel, welche der Gesamtheit jetzt zu Gebote ständen, um eine Sühne für das vergossene Bürgerblut, eine Bürgschaft für die Unmöglichkeit der Wiederkehr ähnlicher Gewaltscenen zu erlangen. Es wurde viel und meist gut und begeistert gesprochen, und die gemachten, zum Theil sehr extremen Vorschläge vereinigten sich endlich in Sendung einer Deputation an den Stadtrath. Die letztere wurde ernannt, und man verhandelte die Frage, ob man diese allein senden oder ob die ganze Versammlung folgen solle, woran sich immer neue Anträge über die nun zu stellenden Forderungen knüpften, so daß die Verhandlungen endlos zu werden schienen, als Hr. R. Blum, von seinen Freunden auf die Tribüne gedrängt und von der Versammlung mit dem lautesten Beifalle begrüßt, derselben in längerer Rede auseinandersetzte, daß nur in dem Boden des Gesetzes und der Ordnung ihre Stärke und die Nothwendigkeit ihres Sieges ruhe; eine Sühne für das vergossene Blut, für den Tod der Ermordeten müsse der Stadt werden, aber nur durch die eben so entschiedene als gesetzliche Haltung des Volkes könne diese erreicht werden. Er schlug einen Zug — feierlich, ernst und still wie ein Leichenzug, denn es gelte ja eben die Sühne geliebter Todten — nach dem Markte vor, und dort solle die ganze Versammlung die Antwort des Stadtrathes erwarten. Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen, Hr. Blum durch Acclamation dem Ausschusse einverleibt, und man setzte sich in Bewegung. Der Zug war würdevoll und imposant, die Masse war so gewachsen, daß der Anfang sich mitten auf dem Markte befand, als das Ende erst die Post erreicht hatte, kein Laut störte denselben, und es ist unmöglich, Menschen in ruhigerer Haltung zu einer so ernsten und aufregenden Mission wandern zu sehen. Auf dem Wege sendete der Commandant der Communalgarde einige Gardisten an die Führer, die Mitwirkung der Versammlung für die Erhaltung der Ruhe in Anspruch zu nehmen, und erhielt beruhigende Versicherungen. Als die Versammlung auf dem Markte angelangt war, ermahnte Hr. Blum nochmals zur Ruhe und Ordnung und Aufrechterhaltung der wahrhaften Majestät dieser Volksversammlung, worauf sich der Ausschuss auf das Rathhaus begab. Dort zogen sich die Verhandlungen un-

gemein in die Länge, da der Bürgermeister D. Groß eben in einer Berathung mit dem Kreisdirector und dem Communalgarden-Commandanten abwesend war. Die Wünsche oder Forderungen, welche von der Versammlung gestellt wurden, waren etwa folgende: der Stadtrath möge Alles, was in seinen Kräften stehe, anbieten: 1) daß die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt ausschließlich der Communalgarde überlassen werde; 2) daß das Militär aus der Stadt wieder entfernt werde; 3) daß ein Garnisonwechsel stattfinde und die Schützen, welche Bürgerblut vergossen, nicht ferner in Leipzig weilten; 4) daß eine strenge Untersuchung über die Vorfälle am 12. August eingeleitet, und zwar nicht nur auf die Tumultuanten erstreckt werde, sondern auch ohne Ansehen der Person auf Diejenigen, welche Veranlassung zum Vergießen von Bürgerblut gewesen seien; 5) daß die Thore der Stadt durch die Communalgarde besetzt und dem fernern Eindringen von Militär gewehrt werde; 6) daß die in den benachbarten Dörfern angelangte Cavallerie besonders nicht einrücke; 7) daß dem Militärcommandanten von der heutigen Versammlung und der jetzigen Verhandlung Mittheilung gemacht und demselben dringend vorgestellt werde, wie es nur in seiner Hand liege, ähnliche Scenen wie die gestrige zu vermeiden; 8) daß einem öffentlichen und feierlichen Begräbniß kein Hinderniß in den Weg gelegt werde.

Der Stadtrath gab auf alle diese Anträge beruhigende Erklärungen; sie seien theilweise ganz mit der Ansicht des Rathes übereinstimmend und schon in der Vormittags Sitzung beschlossen worden; theils würden sie ohne Zweifel die Zustimmung des — eben nicht versammelten — Collegiums erhalten. Hr. Stadtrath Dufour gab besonders die Versicherung, daß er den Antrag auf Garnisonwechsel im Collegium stellen werde. Der Militärcommandant sei bereits von den gestellten Anträgen unterrichtet und bereit, denselben zu willfahren, sofern die Communalgarde die Ruhe zu erhalten vermöchte. Die Cavallerie werde zwar einrücken, aber keine Patrouillen machen, sondern still in ihren Quartieren bleiben. Einem feierlichen Begräbniß stehe nichts entgegen etc. Der mitanwesende Rector richtete an die im Ausschusse befindlichen Studirenden die Aufforderung zur Erhaltung der Ruhe mitzuwirken und zu dem Zwecke gemeinschaftliche Sache mit der Communalgarde zu machen. Dieses Ergebnis wurde von Hrn. Blum vom Rathhausbalcon herab verkündigt. Die Versammlung unten war während dessen bis auf wenigstens 10,000 Personen angewachsen; man sah nur Kopf an Kopf. Die Stimmung wurde milder; nur die Nachricht vom Einrücken der Cavallerie erregte einen lebhaften Tumult, der sich jedoch sofort legte, als die beruhigenden Nachsätze daran geknüpft wurden. Man brachte dem Stadtrath Dufour zwei Mal ein lebhaftes Lebehoch, dann auch dem Stadtrath und den Stadtverordneten, und zuletzt Hrn. Blum, worauf sich

die Versammlung friedlich trennte. Wahrlich, diese imposante Volksversammlung, ihre Haltung und Würde, ihr Sinn für Ordnung und Geseßlichkeit unter so aufregenden Umständen giebt den Bewohnern Leipzigs das ehrenvollste Zeugniß.

Leipzig, 14. August. Die betrübenden, das Publikum in die größte Aufregung versetzenden Ereignisse des vorgestrigen Tages veranlaßten den Vorsteher der Stadtverordneten, Appellationsgerichtsrath D. Haase, die Mitglieder des Collegiums zu einer außerordentlichen öffentlichen Sitzung gestern Nachmittag 5 Uhr zu versammeln. Derselbe eröffnete solche mit der Bemerkung, daß nach seiner Ansicht die Stadtverordneten in einer dem König ehemöglichst zu überreichenden Adresse ehrerbietigst auszusprechen hätten, wie sehr sie und alle ihre Mitbürger, welche in der Geseßlichkeit und Ordnung die alleinigen Träger des Staats und der öffentlichen Wohlfahrt erkennen, die traurigen Ereignisse, welche sich eben in hiesiger Stadt zugetragen haben, beklagen, und dabei auszudrücken, wie sehr ihr Schmerz noch dadurch vermehrt werde, daß, um die gestörte Ruhe wiederherzustellen, nicht die eigene Kraft der Stadt, die Communalgarde, in Anspruch genommen worden sei, welche nach der allgemeinen Stimme, wenn sie nach der Revue nicht sofort entlassen oder doch nach solcher frühzeitiger herbeigerufen worden, treu ihrer Pflicht, nichts verabsäumt haben würde, das blutige Unglück abzuwenden, das alle Bürger Leipzigs mit gerechter Trauer erfüllt. Die Adresse wurde, so wie sie vom Hrn. Vorsteher im Voraus abgefaßt, im Wesentlichen und mit dem Zusatze genehmigt: Se königl. Maj. um eine strenge Untersuchung gegen Alle ehrfurchtsvoll zu bitten, welche bei diesem nicht genug zu beklagenden Ereignisse, von welcher Seite es auch sei, theilhaftig gewesen. Gleichzeitig beschloß das Collegium, an den Stadtrath das Gesuch zu richten: derselbe möge zur Beruhigung der Gemüther auf die Verlesung der hiesigen Garnison so schleunig als möglich hinwirken.

Nachdem am Schluß anoch von einem Mitgliede die Mittheilung gemacht worden war, daß sicherm Vernehmen nach der Communalgarde von heute an der alleinige Bewachungsdienst in hiesiger Stadt überlassen bleiben solle, hiernächst auch das Plenum die Wahl von Deputirten zu Ueberreichung der Adresse an den König der Wahldeputation übertragen hatte, ward die Plenarsitzung geschlossen, das darüber aufgenommene Protokoll auch verlesen und genehmigt.

Die Wahldeputation berief den Vorsitzenden der Stadtverordneten, Appellationsgerichtsrath D. Haase, Kramermeister Poppe und Bäckermeister Seyffert zu Ueberreichung der besprochenen Adresse an den König. — Von Seiten des Magistrats begaben sich, dem Vernehmen nach, der Bürgermeister D. Gross und die Stadträthe D. Seeburg und Dufour in gleicher Absicht nach Dresden. Mit dem in der Stadtverordnetenversammlung Eröffneten übereinstimmend, ist heute eine öffentliche Bekanntmachung erschienen.

Im „Dresdner Anzeiger“ versichert der Major v. Zeschau, der Adjutant des Prinzen Johann, als Generalcommandanten der sächsischen Communalgarden, auf sein Ehrenwort, daß der Prinz Johann den Befehl zum Feuern bei den Ereignissen zu Leipzig am 12. d. M. weder gegeben habe, noch habe geben können. — Allein es handelt sich in der Sache nicht allein um den Befehl zum Feuern, sondern auch um die wichtige Frage: warum das Feuern nicht von der Seite verhindert wurde, von welcher dies möglich und zu erwarten war?

Ein treffliches Blatt hat aus dem Kreise der dem Fortschritte gewidmeten Tagespresse scheiden müssen; der in Chemnitz unter Fäkel's tüchtiger Leitung erscheinenden „Sonne“, die weit hinaus über ihre Stadt bekannt, verbreitet und geachtet war, ist die Concession vom Ministerium entzogen worden. Die Gründe für eine solche Maßregel sind uns nicht bekannt. 20.

In Leipzig sind bereits Geldsammlungen veranstaltet für die hilfsbedürftigen Familien der bei den oben berichteten Ereignissen des 12. August durch die Kugeln der Soldaten Getödteten oder Verwundeten. Wir hoffen, daß auch Dresden dem Werke sich anschließen und reichlich beisteuern werde für den edelsten, heiligsten Zweck, der in neuester Zeit unterstützt wurde. Es wird eine gar passende und würdige Weise sein, dem wackern Leipzig unser Mitgefühl auszusprechen.

Die Redact.

Druck von Carl Kammig
in Dresden.

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.